ÜBER

SCHILLER'S

MARIA STUART.

EIN GEDICHT

VON

I. B. VERMEHREN.

IENA,
BEY WOLFGANG STAHL
1800.

U. LANDESB.
HALLE
(SAALE)

AB 14 348

„Zurück, Unheiliger, in deinen Staub!

„Zur finstern Erd' zurück! in voller Klarheit

„Glänzt dem *Geweihten* nur das Licht des Himmels.

„Was hebst du langsam dich mit schlaffem Flügel?

„Dein Flug erreichet nie des Adlers Höh'!

„Bleib' unten in der engbeschränkten Sfäre,

„Und sterbe unbekannt ein *Sterblicher!*

„Wohin verirrst du dich mit frev'ler Kühnheit,

„Der Seele Kerker ungestüm durchbrechend?

„Entweihe nicht der *Schönheit* heil'gen Tempel,

„Gewaltsam sprengend seine goldne Pforte!

„*Dem* Genius, der in des Menschen Hülle

„Herab einst stieg vom seeligen Olymp,

„*Dem* Dichtergenius gebührt's allein,

„*Unsterblich* ein unsterblich Werk zu zeugen."

Was soll der bange Ruf? wer tödtet grausam

Des Lebens höchste Kraft? welch schwarzer Geist

Raubt frevelnd die Gestalt der reinen Wahrheit,
Und schleicht sich in das unbefangne Herz?
Wer wirft mich in den Staub mit mächt'ger Hand,
Der göttlichen Begeistrung Flamme löschend
In des entzückten Jünglings glüh'nder Brust?
Schweig, böser Dämon! harre nicht des Siegs!
Die Flamme flammt aufs neu, unsterblich lodernd
An der Vollendung stillem Hochaltar.
Ein keuscher Sinn bewahrt sie keusch und rein,
Und ewiger Natur glüht in der Brust
Des freien Geistes der lebend'ge Strahl,
Den liebend warf ein Gott aus seinem Lichte. —

Mit kühner Wagnifs tret' ich an die Schwelle
Des Heiligthums der *Kunst*, der göttlichen;
Den Busen füllt der Ehrfurcht Hochgefühl,
Im Herzen lebt ein mächtiges Verlangen,
Das *Innerste* zu schaun; und sieh, es sprengt
Der heifse Wunsch den dichten Vorhang *plötzlich!*
Das grofse Wunder der erhab'nen Kunst
Liegt offen vor dem Blick, ein himmlisch Licht
Glänzt heiter mir aus heller Fern' entgegen,
Ein Strahlenkranz umflicht mein irdisch Haupt,
Und das geweihte Aug schaut frei und klar
Ins Innre, das mich wunderbar ergreift.

Ich seh' des Künstlers heil'ge Werkstatt, seh'
Die Flamme der *Natur* lebendig lodern
Auf dem Altar der *Kunst*; mit sichrer Hand
Nimmt hier der auserwählte Hohepriester,
Für die Geschaffenen das *schöne Leben*,
Und haucht's in die gebildeten Gestalten. —
Mit süfsem Staunen ihrer eignen Gröfse;
Feirt dankend die geweihte Schaar den Tag
Der herrlichen Geburt, und *würdevoll*
Schaut sein *vollendet* Werk der edle Geist. —

Im Kerker sehn wir hier das grofse Weib,

Maria Stuart, Schottlands Königinn.

Ein frev'les Eisen bricht mit Allgewalt

Das feste Schlofs des Schranks, des *einzigen*,

Den man ihr einzig liefs von allen Schätzen.

Die Riegel sind gesprengt! die *lezten* Worte

Der *Freundschaft* und der *Lieb'* in Räubers Hand

Der *lezte* Schmuck, auf den so manche Thräne

Des Kummers heifs, aus schönen Augen flofs,

Geraubt ist *alles* ihr! — Von allen Grofsen

Des eignen Reichs, steht die Erhabne da

Verlassen; ach! es kommt kein edler Retter

Aus fernem Vaterland, das trauernd weint.

Verlassen ist das Weib, dem Millionen

Um *einen* holden Blick sonst kniend flehten.

Verlassen ist das Weib, dem ganze Schaaren

Der schönsten Jünglinge den reinsten Weihrauch

Der Huldigung, mit warmen Herzen streuten.

Sie steht *allein;* kein Freund weint ihrem Schmerz

Des Mitleids Zähre, unbeweint und still,

Vertraur't die Dulderinn in finstern Mauern,

Geschieden von der Welt, das hohe Leben.

Kein Lichtstrahl dringt, kein heitrer Tag

Ins unterird'sche Haus des bangen Kerkers.

Der Schoofs der Finsternifs ist aufgethan,
Die schwarze Nacht auf immer neu gebärend.
Aus allen Wänden gähnt der düstre Tod
Die Huldinn an; mit kalter, dürrer Hand
Das jugendliche Weib zu fassen drohend.
Doch in der edlen Brust der Königinn,
Bleibt heitrer Tag in schwarzer Nacht des Schreckens.
Ihr strahlt ein *innres* Licht, mit schönem Zauber
Erhellt es um sie her die öde Welt.
Sie fürchtet nicht den Tod, er bringt sie früh
Ins schöne Vaterland der heifsen Wünsche;
Zerbricht der Fesseln Macht, und führt im Flug

Die Seele *rein* hinauf zum ew'gen Himmel.

Ihr grofses Herz kennt nicht der Rache Wuth,

Es *liebt* die *Schwester* noch im Todes-Feinde. —

Was sagst du? *Schwester! Feindinn? eigne* Schwester? –

Vernimm das Schreckenswort: *Elisabeth*,

Die stolze Herrscherinn hält im Gefängnifs

Maria Stuart, Schottlands Königinn.

Die floh zu ihr, um frei des Gastrechts Schuz,

Im Arm der Schwester sicher zu empfahn;

Doch *Sie* zerbrach das Recht, und stiefs die Edle

Voll Bosheit in des Kerkers tiefste Tiefen,

Erwartend im verborgnen Hinterhalt

Mit schnöder List, ob nicht des Frevlers Hand
Die Heilige der Erd' entreifst, und in
Des Todes Reich die *Unbefangne* sendet,
Durch schwarzen Meuchelmord die That vollbringend.
Nur wenn Maria stürzt, steht fest *ihr* Fufs,
Wenn diese nicht mehr lebt, beginnt *ihr* Leben.
O Götter schützet! lafst ein heilig Haupt
Nicht durch geheimen Schlag der Unthat fallen!
Umschwebt sie liebevoll! erwecht den Retter,
Der aus der finstern Gruft ans Licht des Tages
Mit sichrer Hand die Neubefreite führe! —
Was seh' ich plözlich? welche *Lichterscheinung*

Tritt in der düstern Mauern düstre Nacht?

Habt ihr mein Flehn erhört Unsterbliche?

Ist sie *befreit* die lange Dulderinn? —

Ein Jüngling, edel, schön, voll Muth und Kraft

Flog aus dem fernen Land zur Heimath, dafs

Er rein und gröfs, ein grofses Werk vollende.

Ein *Britte* von Geburt, sog aus der Brust

Der Mutter er den ew'gen Hafs dem Schotten,

Ins weiche Herz; als *Knabe* schwur er fest,

Auf Schottlands Trümmern Englands Wohl zu bauen.

Doch anders denkt der *Jüngling*, denkt der *Mann!*

Wo *Recht* und *Unschuld* flehn, reicht er die Hand

Der Hülfe seegensvoll, die reine *Wahrheit*

Gilt mehr als Vaterland der grofsen Seele!

Und sieh! er fliegt herbey ein stolzer *Britte*,

Die Königinn der *Schotten* zu befrein.

Sie leidet *Unrecht*, leidet *unverdient*;

Dies *eine* Wort regt Helden-Götter-Muth

In allen Pulsen auf, beflügelt ihm

Den raschen Schritt, die schöne That zu thun.

Doch nicht das *Recht* allein giebt ew'ge Kraft

Dem starken Arm, vom Himmel steigt der *Glaube*

Zu seinem Schuz herab; *Religion*

Beginnt den schweren Kampf mit *tausend* Feinden.

Und in das weiche Herz senkt *Liebe* sich;

Die *Liebe* hebt den Muth des edlen Jünglings,

Mit Liebe für das Weib, beginnt der Mann

Das *gröfste* Werk, und führt es *glücklich* aus.

Mit Liebe für das Weib, stellt frei und ernst

Sich die gestählte Brust dem Sturz der Welt

Entgegen; reifst mit edlem Ungestüm

Des Schicksals Pforte kühn aus ihren Angeln. —

So war Maria's Held, so trat vor sie

Der edle Mortimer mit freier Stirn,

Erbietet seinen Dienst, ihr sanft verheelend,

Welch heifse Glut in seinem Busen zehrt.

Und wer verargt' es ihr, der *schönen* Frau,
Wenn wie ein Bliz, aufs neu die Lust zum Leben
Durch ihre Seele fährt, sie schnell begeisternd,
Dafs sie des Retters Hand nicht furchtsam flieht.
Doch was soll er *allein?* wer gießt ihm Kraft
Durch dicke Mauern sie zu retten? wer
Steht ihm gerüstet bey, dafs nicht das Heer
Der Feind', sie auf der Flucht mit Tod ereile.
Sanft strahlt aus stiller Fern' der Hoffnung Glanz,
Ins reine Herz der edlen Königinn.
Sie denkt der schönen Zeit, wo noch das Glück
Sie treu umspielt, wo heifser Liebe Arm

Sie fest umschlang, denkt gern des Freundes, der
So warm und liebend, ihr an treuer Brust
Mit heitrer Jugend Wonngefühlen hieng. —
Zu ihm, der treulos izt Elisabeth
Von Liebe heuchelt, die er nie gefühlt,
Zu ihm, der in der Ehre wildem Strom
Sie *doch* noch liebt, fliegt ihre Hoffnung auf.
Er *kann* sie retten, *kann* aus Feindes Hand
Sie mit der Liebe Muth, zum heitern Glück,
Zum schönsten Bund des Herzens *siegend* führen.
Durch Mortimer vertraut sie ihm den Plan,
Und er kehrt glühend ihr mit heifsem Drang

Der Liebe, kehrt zur Theuren gern zurück.
Ganz will er ihr sich weihn, und in Gedanken
Schlingt schon sein fester Arm sich frei und rein,
Um der Geliebten treuversöhnte Brust. —
Auch nicht der *Ahndung* leise Stimme weckt
Elisabeth, aus ihrem sichern Traum.
Mit ihrer *Schönheit* will sie niederschlagen
Die Nebenbuhlerinn; den Sinn verblendet
Ihr trunkne Eitelkeit, dafs sie das eigne
Verderben nicht mehr scheut, was dem Gespräch'
Mit der gehafsten Schwester mag entspringen.
Heut soll sich vor dem Blick der hohen Schönheit

Von Englands Königinn, die *schönste* Frau,

Die königliche Stuart niedrig beugen;

Heut will Elisabeth, das stolze *Weib*,

Der Eitelkeit Triumf mit Wollust feiern! —

Mit Lust erhört sie ihres Buhlen Flehn,

Und giebt's ihm zu, dafs aus dem engen Kerker

Man die Gefangne lafs' ins freie Feld,

Um hier die reine Luft des reinen Aethers,

In die beklemmte Brust mit heitrer Freude,

Nach langer Zeit *zum erstenmal* zu saugen.

Und sehet! Maria mit himmlischer Lust
Erblicket die schöne Natur,
Entzücken hebet die klopfende Brust
Auf freier grünender Flur.

Sie fühlt sich gestärkt, ein fröhliches Leben
Kehrt in die Erstorbene ein;
Mit heiterem Muth, mit wonnigem Streben
Beschliefst sie den neuen Verein.

„Das Leben ist schön, und mein ist die Welt!
„Ein Gott lebt, der schüzend die Unschuld erhält!

Doch plözlich steht vor ihr ein Schreckens-Bild. —
Wer ist das stolze Weib, das mit Verachtung
Auf eine *Königinn* zu blicken wagt?
Es ist *Elisabeth!* Vom Bliz getroffen,
Fährt die Gekränkte vor dem Feind zurück,
Sie kann den Blick nicht tragen, der ins Herz
Ihr des Verderbens mordend Eisen bohrt.
Sie kann das Aug' nicht sehn; des Lasters Tücke
Wirft in die Seele ihr der todte Blick. —
Doch naht voll Unschuld *bald* das grofse Weib,
Mit edlem Entschlufs sich der niedern Feindinn;
„Fleht, dafs sie nicht mit *Hafs* die *freie Liebe*

„Ihr lohne, fleht, dafs sie *Vertrauen* nicht

„Mit schnöder *Hinterlist* vergelte, *frei*

„Und *offen* lieber sich zur eignen Schwester,

„Voll *Huld*, und *Liebe* seegnend wend', auf immer

„Die ihr so lang verhafste Feindschaft aus

„Den schwesterlichen Herzen *fern verbanne*,

„Und mit *Versöhnung* schnell, und gern dem Feinde,

„Treuherzig reiche die *befreund'te* Hand."

So bittet die erhabne Königinn,

In ihrer Unschuld edlem Hochgefühl.

Doch nichts erweicht die Brust Elisabeths,
Die Stahl und Eisen leicht besiegt; dem Felsen
Schlägt nicht ein menschlich Herz im Innern, *Stein*
Ist die Umgebung, *Stein* des Felsens Seele!
Jezt trägt es länger nicht Maria Stuart,
Jezt spricht in ihr das mächt'ge *Selbstgefühl.*
„Auch *sie* ist *Königinn!* Sie ist's *mit Recht!*
„Ein *Bastard* raubt in furchtbarer Gestalt
„Der *Schwester*, ihr den *angeerbten* Thron."
Kaum hat gesprochen sie dies Wort der Wahrheit,
Als mit des Todes Blick Elisabeth
Sie niederschlägt, des Schreckens Spruch verkündend,

In ihrer wüthenden, verzerrten Miene. —

Die Grausame verläfst sie unmuthsvoll,

Vor aller Augen tiefgekränkt, erniedrigt. —

„[illegible]n mufs sie sterben! *Mufs!*“ so windet sich

Das schwarze Laster aus der schwarzen Seele. —

Verlassen steht Maria, ganz allein!

Zwar schwankt im Herzen noch der feige Leicester,

Ob er des Todes Arm, hoch über die

Geliebte schrecklich heb', ob lieber nicht

Er in des Engels-Brust der Seele Frieden,

Den *längst verlornen*, wiederfind', in Lieb',

In reiner Lieb' mit ihr der Wuth sich opfernd.

Doch bald ist er gefafst zur schwarzen Unthat,
Der feige Britte folgt der *Buhlerinn*,
Und läfst die *Liebende* dem kalten Tode. —
Nur *einer* lebt für sie, nur *einer* waget
Das *Lezte* noch, sie eilends zu befrein.
„Es *bittet* Mortimer, er *fleht*, er *schwört*,
„Sich seinem Arm vertrauend hinzugeben,
„Zu glauben seinen Jünglingen voll Muth;
„In allen leb' das Feu'r, das ewig ihn,
„Mit ew'ger Macht zum gröfsten Werk beseele.
„Mit ihm des Kerkers Schlofs gewaltig zu
„Durchbrechen, und auf stiller Meeres-Flut

„In ihres Landes Schoofs, den *liebenden*,

„Aus des Verderbens Grab sich schnell zu retten."

Sie traut der Männer-Kraft, die in dem Helden

So schön und grofs sich zeigt; verspricht, in stiller,

Geheimnifsvoller Nacht dem Rettungs-Ruf

Zu folgen, den das *Schicksal* ihr verkündet.

Ach trau dem Spruche nicht! es waltet Unglück

Maria über dir, und deines Retters

Geadelt Haupt; das *Bubenstück* wird reif,

und reifst den Freien in des Zwanges Fesseln. —

Doch dieses trägt er nicht, kann er die *Stuart*,

Die *Königinn*, die *Freundinn*, die *Geliebte*

Nicht retten mehr, soll auch des Henkers Hand
Ihm rauben nicht mit Spott, das hohe Leben.

Er stirbt mit Heldenmuth im Drang' der Leiden,
Stirbt durch die eigne Hand mit heiterm Sinn,
Dem Stahl entspringen ihm die höchsten Freuden,
Der Tod ist hier der seeligste Gewinn!
Für seine Stuart weiht er sich dem kalten Grabe,
Des Grabes ew'ge Nacht wird ihm des Himmels Gabe!

Jezt steht sie *ganz allein*, und sicher schleudert
Der Frevler seinen Bliz, mit frev'ler Kühnheit

Auf ihr geweihtes Haupt, doch trifft er nicht

Den freierhabnen *Geist* der grofsen Frau. —

Von Sünden wäscht sie rein der *reine Glaube*,

Und jeden ird'schen Tand mit Heiterkeit

Verlassend, steigt die Seel' im hellen Glanz

Der *Unschuld*, leicht empor zum ew'gen Himmel.

— Und raubt des Lasters Macht, dem Edlen gleich

Das *Leben*, *Ehr'*, und *Ruhm*; das *Herz* vermag

Es zu beflecken nicht, das *Herz* bleibt *rein!*

Aus der Verderbnifs Strom entflieht die *Tugend*,

Wirft der *Religion* mit Hoffnung sich,

Mit ew'ger Sehnsucht in die *offnen* Arme. —

O dafs dies todte Wort, doch in die Seele
Der Menschen dräng' mit allgewalt'ger Macht!
Dafs die Empfindung ihm ein *bleibend Leben*,
In eurer Brust mit edlem Willen leih'!

Ich gab euch, was ich *hatt'*, doch was ich *sah*

Und *hört'* an heil'ger Stätt', vermag das Wort,

Das *unbedeutende*, nicht auszusprechen. —

Ich war entzückt in der Vollendung Sfären,

Gehoben von dem Flug *des* Genius,

Der die *Unsterblichkeit* mit seinem Geiste

Als *Eigenthum* umfafst, und ihrem Schoofs

Mit der geweihten Hand des *Hohen-Priesters*,

Die herrliche *Geburt* entnahm. — Jezt steht

Sie *ewig* da, ein *ew'ges Denkmal* ihm!! —

Jena,

gedruckt bei Etzdorf und Comp.

Briefe

über

Friedrich Schlegel's

Lucinde

zur

richtigen Würdigung derselben.

von

I. B. [illegible]rmehren.

Iena
bey Wolfgang Stahl
1800.

G.H. BIBL. WEIMAR

Wenn auch in Meinungen ſich weit die Geiſter
trennen,
Wird doch das Herz gewiſs daſſelbe edel
nennen;
Den Streit der Einzelnen ſchafft der Verſtand
allein,
Die Seele ſchlieſſet feſt den ewigen Verein.

Vorrede.

Theseus und Pirithous, zwei Helden aus dem dichterischen Alterthume, waren gegen-

ſeitig eiferſüchtig auf ihren erworbenen Ruhm. Theſeus, der Gröſsere, Berühmtere wollte den jüngeren, muthig ſtrebenden Pirithous nicht aufkommen laſſen, weil er ihm vielleicht den Lorbeer entwinden könnte; dieſer ſah jenen mit neidiſchen Augen an, weil er ſchon ſo hoch geſtiegen war, und er ſelbſt noch in der Tiefe wandelte. Beide begannen einen Wettſtreit, die Stärke verſuchte ſich mit

der Stärke zu meſſen, aber mitten im Kampfe fühlten ſich ihre Herzen gegenſeitig angezogen, Achtung und Zuneigung durchdrang ihr Inneres, die Schwerdter ſanken, und die feindlichen Seelen ſchloſſen einen unzertrennlichen Freundſchaftsbund. Treu ſtanden ſie ſich von nun an einander bey in jeder Gefahr, die ſchwerſte, mühvollſte begannen, und vollendeten ſie vereint, ja ſelbſt in

die ſchwarze Unterwelt ſtiegen ſie kühn hinab, um dem grauſamen Pluto ſeine Proſerpina zu rauben. —

Erſter Brief.

Auf deine dringende Bitte, lieber Ferdinand, habe ich die Lucinde jezt zum drittenmal beendet. Du erinnerſt dich gewiſs noch ſehr deutlich, wie ich ganz gegen dieſen Roman eingenommen war, als ich ihn das erſtemal mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen hatte. Ich las in einer hohen Spannung, weil der Name des

geiſtvollen Verfaſſers mir, wenn auch nichts Vollendetes, doch ſicher eine ausgezeichnete Darſtellung ſeiner Ideen in dieſer Form verſprach, allein ich fand mich auf eine ſehr unangenehme Weiſe getäuſcht, denn das vor mir liegende Werk ſchien den Stempel der ſchamloſeſten Frechheit an ſich zu tragen, und ich warf es mit Widerwillen von mir, in dem ſicheren Glauben, daſs alles Höhere, Edlere, was in dem Buche hie und da ſich findet, nur bedeutungsloſe Worte, und blendende Phraſen ſeien, wodurch die niedrige, unverſchleierte Sinnlichkeit, welche den herrſchenden Geiſt dieſer üppigwolluſtigen Darſtellung ausmacht, an den unverſchämteſten Stellen bedeckt werden ſollte, um dieſes hinreiſsende Gemälde für eine unkeuſche Fantaſie noch hinreiſsender zu machen. Mit Aerger

dachte ich meiner guten Meinung von dem Verſtande des Verfaſſers, denn du weifst, dafs ich ihn, ohngeachtet ſeiner vielen Sonderbarkeiten, immer ſehr warm gegen das zahlloſe Heer ſeiner Gegner vertheidigte, und mit Heftigkeit darauf beſtand, dafs man ſo manche genialiſche Exceſſe ſeinem zügelloſen Genius zu Gute halten müſſe, weil mit Recht zu hoffen wäre, dafs er ſich nach und nach, wenn man ihn in literariſcher Hinſicht nicht ganz zu Boden ſchlüge, von dieſem unlautern Stoffe reinigen, und dann in einem ſchönen, herrlichen Glanze an dem poetiſchen Himmel erſcheinen werde. Er hatte es durch dieſe Darſtellung einer zügelloſen Sinnlichkeit, die er ſelbſt mit einer ſo frechen Stirn dem Publicum anbot, und wobey er das Heiligſte auf eine unedle Art entweihte, ganz mit mir ver-

dorben. Unverzeihlich kam es mir vor, daſs er die Religion vom Olymp herabzog, damit ſie ihm im Genuſſe ſeines Weibes zur Seite ſtehen möge, denn dieſe göttliche, reine Geſtalt erſchien mir hier wie ein Engel im Kampfe mit dem verdorbenen, in die ſinnliche Luſt tief verſunkenen Menſchen. Gerne hätte der Gefallene auch dieſen Heiligen mit in den Abgrund hinabgeriſſen, aber ſeiner unentweihten Reinheit ſich bewuſst, hob der verklärte Engel ſich kühn empor und flog ſeinen himmliſchen Sfären wieder zu. — Wozu ſoll das Ganze? Was liegt der wollüſtigen Form zum Grunde? ſo fragte ich mich ſehr oft, und immer empfieng ich von meinem Nachdenken daſſelbe Reſultat: „Der niedrigſten Sinnlichkeit iſt hier „ein ganz originelles Gewand umgehan„gen worden, was dieſer auffallenden Ge-

„ſtalt in unſerem Zeitalter, wo man das „Burleske an neuen Erſcheinungen liebt, „ſicher einen groſsen Zulauf verſchafft, „und ihrer geſchmackloſen, unſittſamen „Tracht viele Nachahmer giebt, denn bald „erſcheint ſie uns ganz entblöſst in ihrer „rohen, gemeinen Natur, bald iſt der „wollüſtige Körper in einen halb durch„ſichtigen Schleier gehüllt, ſo daſs die üp„pige Fantaſie noch mehr gereizt und „ihr ein verführeriſcher Spielraum übrig „gelaſſen wird.“ Konnte ich Gefallen an dieſer Darſtellung haben? Muſste ich nicht das ganze Werk aus dem Geſichtspunkte, woraus ich es anſah, und anſehen muſste, weil er ſich mir bey der jedesmaligen Reflexion über daſſelbe aufdrang, gänzlich verdammen? Ich liebe die reine Natur, und ich mögte, daſs, wie einſt die veſtaliſchen Jungfrauen ein ewi-

ges Feuer ihrer Göttin unterhielten, in unſerer Zeit, wo uns der gute Ton und die angenommene Sittſamkeit die Natur entzieht, ſich kraftvolle Jünglinge mit dem heiligen Feuer ihrer Jugend zu Prieſtern dieſer hohen Gottheit weihten. Gewiſs würde die Himmliſche dann den Reinen ſich zeigen, und bald nicht mehr, unſichtbar den Einzelnen, die ihr Daſeyn unter aller Verderbniſs des Geſchmacks und der Sitten ahnden, in den Stunden der Weihe erſcheinen, ſondern in ſichtbarer Glorie mit ihren geliebten Sterblichen auf der Erde wandeln. Dieſe reine Natur, welche ich in dem ſchönen Symbol der Liebe verehrt und angebetet hatte, dieſe reine Natur fand ich nach meiner Anſicht in der Lucinde auf eine ſchändliche Art entweiht, und mit Abſcheu floh ich dieſe Verführerin, die mei-

nem gereizten Sinn als ein offenes Grab für die Tugend des Jünglings erſchien. Aus dieſer Seelenſtimmung, welche die Leſung dieſes Romans in mir bewirkt hatte, kannſt du dir den furchtbaren Eifer erklären, in dem ich zu dir kam und dieſes Werk mit dem lebendigen Feuer meiner Einbildungskraft tief unter alle Kritik herabwürdigte. Ich hoffte nichts gewiſſer als deine laute Einſtimmung in meine Klagen über Schlegels Fall, ich ſah im Geiſte ſchon uns beide gegen dieſes verführeriſche Buch zu Felde ziehen, und mit der mächtigen Kraft einer durch Wahrheit begeiſterten Darſtellung dem verderblichen Einfluſſe entgegenarbeiten, den es auf das reine, unverdorbene Herz ſo vieler Mädchen und Jünglinge haben könnte und ſehr wahrſcheinlich haben würde; ich ſah uns in beſcheidener Ferne ſchon

die Früchte unserer Bemühung einerndten, denn in meinem hochfliegenden Wahne mufste jeder unsere gute Absicht so deutlich, wie das Licht des Tages, erkennen, nach meinem Gefühle für Reinheit und Unbeflecktheit der Sitten durfte sich keiner, von unserer Warnung begleitet, diesem unreinen Altare entehrender Lüste nahen. Wie sehr mufste ich also in dem ersten Augenblicke erstaunt seyn, als du nicht blos nicht mit Wärme in meinen Tadel einstimmtest, sondern mir ihn sogar mit überlegter Ruhe als grundlos und übertrieben vorwarfst; wie sehr mufste ich mich wundern, als du in dem ferneren Gange des Gespräches, wo ich mit Feuer meine Gründe für meine gänzliche Verwerfung vorbrachte, mir mit vollem Ernste und mit Empfindlichkeit zu verstehen gabst, dafs ich durch meine Beur-

theilung nicht Schlegels Lucinde, ſondern ein Fantom meiner erhizten, ausſchweifenden Einbildungskraft beurtheile. Anfangs, ich muſs es dir, mein Ferdinand, geſtehen, denn die Empfindungen meiner Seele ſollen immer aufgedeckt vor dir da liegen, anfangs glaubte ich, daſs du durch die niedrige Tendenz des Buches verführt, von deiner Höhe herabgeſunken wäreſt und dich in die buhleriſchen Arme dieſer hinreiſsenden Sinnlichkeit geworfen hätteſt, aber nicht lange konnte dieſer Gedanke Plaz in mir finden, denn das erhabene Bild meines edeln Freundes ſtand bald wieder in ſeiner ganzen Reinheit vor mir und ich zürnte nun heftig mit mir ſelbſt, daſs mein Gedanke eine ſolche ſchnöde Entweihung gewagt hatte. Voll Unmuth kehrte ich jezt den Pfeil gegen meine eigne Bruſt und zum erſtenmale

ſtieg der lichte Gedanke in mir auf, daſs ich vielleicht ſelbſt einen unverzeihlichen Irrthum begangen und von der äuſſern Form verleitet, eine falſche Anſicht von der Tendenz der Lucinde genommen hätte. In dieſem Gedanken beſtätigte mich deine ungewöhnliche Wärme, mit der du Schlegels Abſicht bey dieſer Schrift, wenn auch nicht ſeine Ausführung derſelben, gelobt hatteſt; und dein ruhiger Ernſt, mit dem du mich zum weiteren Nachdenken über den inneren Gehalt dieſes Buches auffordertеſt, ward auch hier, ſo wie oft, ein wohlthätiger Ableiter meines aufbrauſenden Feuers. Ich entſchloſs mich daher, meine ganze Meinung zu verwerfen, und mit dem in meiner Seele gänzlich ausgelöſchten günſtigem oder ungünſtigem Urtheile über die Lucinde, dieſelbe nicht blos von vorne anzufangen,

ſondern ſie auch ohne Vorurtheil zu meinem genaueren Studium zu machen. Ich kann freilich nicht in Abrede ſeyn dafs, ſo vorurtheilsfrey ich auch zu ſeyn glaubte, mir doch deine innige Zuneigung zur Lucinde, da du ſonſt ſo äuſserſt karg mit deiner Liebe für eine neue literariſche Erſcheinung biſt, ein bedeutender Sporn bey meinem Studium ward und dafs ich jezt ſchon etwas Gutes, Gehaltvolles im innern Geiſte dieſes Werkes zu finden hoffte, was ich ohne dein günſtiges Urtheil gewifs nicht zum Gegenſtande meines ferneren Nachdenkens gemacht haben würde. Allein wenn ich dies auch ganz offen eingeſtehe, ſo darf ich doch, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, kühn behaupten, dafs dein Urtheil bey meinem tiefern Nachforſchen das meinige durchaus nicht beſtach, ſondern

mir durch deine Liebe für die Lucinde, die Nachforſchung nur erleichtert und angenehmer gemacht ward. Ich gebe dir jezt in einer Reihe von Briefen meine Reſultate über dies Buch, ſo weit ich es bis jezt verſtanden zu haben glaube, und da, wie dir bekannt genug iſt, die Lucinde im Publicum eine groſse Senſation gemacht hat, welche theils für, im Ganzen aber gegen dieſelbe entſcheidet, ſo glaube ich nicht Unrecht daran zu thun, wenn ich dieſe nähere Prüfung derſelben dem Publicum zur weiteren Beurtheilung vorlege. Man könnte vielleicht ſagen, wie ich jezt ſchon, da doch nur der erſte Theil des Romans erſchienen iſt, über denſelben zu ſchreiben unternehmen könne, aber meine Widerlegung dieſes Einwurfs, den ich mir ſelbſt gemacht, würde ungefähr folgen-

dermaſsen lauten: Für diejenigen, welche ſich ohne Einſchränkung gegen die Lucinde erklären, ſoll dieſe kleine Schrift eine richtige Würdigung derſelben enthalten, und dieſe abſoluten Feinde zuerſt wenigſtens in ſo weit für ſie gewinnen, daſs ſie ſich nicht durch dieſen erſten Band von der Leſung des bald erſcheinenden zweiten abſchrecken laſſen, und ehe ſie den zweiten anfangen, den erſten wenigſtens noch einmal durchleſen. Für diejenigen aber, welche der Lucinde zugethan ſind, mögte ich den richtigen Geſichtspunkt angeben, aus dem dieſer Roman angeſehen werden muſs; ich mögte ſie in das innere Weſen deſſelben einführen, mögte ihnen das Heiligthum öfnen, das dem gewöhnlichen Auge durch eine profane Decke entzogen iſt, und ſie auf dieſe Weiſe vorbereiten, daſs ſie mit einer

geläuterten Idee von der Tendenz des Verfallers zur Lesung der weitern Ausführung derselben übergehen können. In wiefern mir dieses gelungen ist, und in wie weit ich meine Absicht bey den Gegnern und Freunden dieses berüchtigten Buches durch diese Entwicklung erreichen werde, das muss ich einem glücklichen Erfolge und der unpartheiischen Beurtheilung eines tiefer eindringenden Kunstrichters überlassen. —

Zweiter Brief.

Bevor ich mich an die eigentliche Entwicklung meiner Ideen über diesen Roman wagen darf, will ich es versuchen, dir den Innhalt desselben nebst dem Zusammenhange des Ganzen darzustellen. —

Die Bekenntnisse des Ungeschickten sind ein Brief des Julius an die Lucinde, in dem er seiner Geliebten erklärt, dass er in einem müssigen Augenblicke, wo er durch süsse Erinnerungen die schöne Vergangenheit herbeyrief, den

Gedanken gefaſst habe, „den ewigen Let-
„tern die gediegne Hiſtorie ihres gegenlei-
„tigen Leichtſinns anzuvertrauen und die
„von Stufe zu Stufe allmälig nach natür-
„lichen Geſetzen fortſchreitende Aufklä-
„rung ihrer, den verborgnen Mittelpunkt
„des feinſten Daſeyns, angreifenden Mis-
„verſtändniſſe zu entwickeln.“ pag. 12.

Er will alſo die Geſchichte der Liebe von der erſten rohen Sinnlichkeit an bis zu dem Punkte, wo ſie ſich von dem Unreinen läutert, und zur höhern Natur des Ewigbeſtehenden erhebt, erzählen. Damit diese Entwicklung aber nicht langweilig werde, wirft er die Form der Erzählung von ſich ab und ſtellt alles ſo dar, als ob es nun erſt geſchähe, als ob die Liebenden nun erſt alle die Verirrungen und Ausſchweifungen vornähmen, welche ſie

ſchon längſt vorgenommen haben, und über die ſie jezt von einem höheren Standpunkte aus mit ruhigem Sinne reflectiren. Durch dieſe überlegte Anlage des Ganzen wird der Leſer in das Intereſſe des Schriftſtellers gezogen; er ſieht die Menſchen handeln, denn das, was längſt ſchon in dem Schooſse der Vergangenheit ſchlummerte, wird hier, durch den Zauberſchlag der Kunſt geweckt, zur lebendigen Gegenwart. Wenn wir die Idee feſthalten, daſs der Verfaſſer die Liebe mit allen ihren Modificationen, wie ſie ſich von dem erſten Triebe nach Geſchlechtsverein zur heiligen Freude, über die reine Natur, und von dieſem Ahnden des Göttlichen in der Natur, zu dem feſten Glauben an die Ewigkeit der Liebe erhebt, ſchildern wollte, ſo werden uns alle die wollüſtigen Gruppen

und grotesken Gemälde bedeutend und abſichtsvoll, welche ganz ohne Ordnung und Zweck erſcheinen, ſobald wir dieſen Gedanken aus dem Auge verlieren. Die reizende Verwirrung, welche in dem freundlichen Leben der Liebenden, wo die ungeregelte Fantaſie mit raſtloſem Fluge von einem Gegenſtande zum andern ſchweift, wirklich vorkommt, verſucht der Verfaſſer dadurch lebendig darzuſtellen, daſs er bald eine Dithyrambiſche Fantaſie über die ſchönſte Situazion nachläſſig hinwirft, um uns durch ſie mit dem Ziele bekannt zu machen, nach dem der Sinnlich-Liebende mit allen ſeinen Wünſchen und Sinnen ſtrebt, und bald in der Charakteriſtik der kleinen Wilhelmine in einem ſprechenden Bilde zeigt, auf welche Weiſe derjenige, welcher blos in

der Liebe lebt und webt, sich seine kecken Anmaſsungen und seine Nichtachtung des Schicklichen zu entschuldigen pflegt. In der Allegorie von der Frechheit giebt er uns, wie mir scheint, den Gesichtspunkt an, aus dem die Liebe, welche aus allen Verhältnissen der bürgerlichen Welt, aus allen Schranken der leeren Convenienz und eben durch diese nothwendig gebildeten Decents als eine freie Tochter der Natur frei heraustritt, betrachtet werden muſs. Die Idylle über den Müſsiggang führt uns in das eigne Element der Liebe ein. In dem Schooſse der Freude ist uns so wohl, so behaglich, wir fliehen in ihrer Umgebung jede Thätigkeit als unseren ärgsten Feind, und das göttliche Nichtsthun (il divino far niente) steht als die eigentliche, einzige Bestimmung

des ſorgenfreien, feſſelloſen Gemüths vor unſerer Seele: Der angenehme Müſſiggang iſt das einzige Studium, das wir in dieſer glücklichen Lage kultiviren mögten, um ihn uns recht ſüſs, recht genuſsvoll zu machen. In dieſem ſchönen Zuſtande des Wohllebens wird eine innige Vollendung gefühlt, und der Kreis des Daſeyns ſcheint ganz in ihm beſchloſſen zu ſeyn. —

Freilich iſt, (um ſogleich hier jedem Misverſtändniſſe zuvorzukommen) durch dieſes Lob des Müſſiggangs nicht geſagt, als ob nun jeder nach ihm ſtreben dürfe, als ob man ihn wirklich in unſeren Verhältniſſen des Lebens erreichen könne; als ob nicht Recht und Pflicht uns jezt höhere Verbindlichkeiten auflegten, und uns ein ganz anderes Ziel unſeres raſtlo-

ſen Strebens auffleckten. Freilich ſind die Frechheiten der Liebe nicht durch den Ausſpruch des Liebenden moraliſch geworden, freilich kann man die ſinnlichen ſchamloſen Scenen, (die, wie ſich in der Folge ergeben wird, als eine verfehlte Darſtellung des Verfaſſers angeſehen werden müſſen) nicht vor dem Richterſtuhle der Sittſamkeit und der Decenz rechtfertigen, ſondern man muſs dies alles in der Rückſicht betrachten, daſs der Verfaſſer der Lucinde nur, indem er das Weſen der Liebe, ihr Betragen und ihre Zwangloſigkeit ſchildert, die Feſſeln der Verhältniſſe abwirft und abwerfen muſs. Hier trennt er die Liebe von allen anderen Ideen und zeigt in einem lebendigen, progreſſiven Gemälde, was in ihrem Begriffe liegt. Was auſſer ihr gilt und was für Menſchen von unſerer Bildung,

für ſolche, die in einem Staate leben, für ſolche, die nach einem innern Geſetze handeln ſollen, Verbindlichkeit iſt, das geht ihm auf dieſem Felde nichts an, und kann ihm nichts angehen, denn er hat es allein mit der Natur der Liebe in dem zwangloſen, natürlichen Zuſtande des Liebenden zu thun. Nachdem der Verfaſſer uns hierüber durch die That, (pag. 16 — 119.) welche aber hie und da mit einer myſtiſchen, bizarren Form umgeben iſt, belehrt hat, beginnt in den Lehrjahren der Männlichkeit, welche, der Zeitfolge nach, als jenen Scenen vorausgehend gedacht werden müſſen, die eigentliche Schildrung des Jünglings, der mit einem warmen Herzen die Liebe ſuchte, und ſich durch einen blinden Enthuſiasmus in tauſend Verirrungen und Ausſchweifungen ſtürz-

te, ehe er die Geliebte fand, die ſeine Seele ausfüllte, und zu der Stufe des geiſtigen Lebens mit ihm emporflieg. Am Ende des erſten Theils (Seite 226 bis 231.) ſind die beiden Liebenden aus den Sfären der ſüſsen Schwärmerey in das wirkliche Leben zurückgekehrt und ſchauen mit ihrem reinen Auge von der Erde aus, in den für ſie geöfneten Himmel der Liebe. (Vergleiche Sehnſucht und Ruhe S. 286. und die Tändeleyen der Fantaſie S. 293.) Ob ſie einſt in den Krais der Seeligen aufgenommen, und das Ewige in der Liebe, was ſie ahnden, deutlich erkennen werden, das wird der zweite Theil der Lucinde, deſſen Erſcheinung ich mit Verlangen entgegenſehe, uns lehren.

Mit vieler Mühe, wie du mein Fer-

dinand leicht bemerken wirſt, wenn du das Buch aufmerkſam vergleichſt, habe ich jezt den Zuſammenhang des Ganzen, der ſehr loſe geknüpft iſt, herausgefunden, und dir ihn, von allen äuſſeren Umgebungen getrennt, als den Geiſt des Buches dargeſtellt. Ich ſchmeichle mir, wie ich hoffe, nicht ohne Grund, daſs, wenn du mit mir dem Ideengange des Verfaſſers durch das verſchlungene Labyrinth ſeiner genialiſchen Ausſchweifungen folgſt, wir bald darüber einig ſeyn werden, daſs mein Entwurf eine Skizze von dem Gemälde iſt, welches der Dichter aufſtellen wollte, und zum Theil wirklich aufgeſtellt hat. Sollte ſich nun hierinn meine Hoffnung nicht täuſchen, ſo mögte ich ihr, um dich bey der weiteren Leſung in mein Intereſſe zu ziehen, den Wunſch anreihen, daſs du die

natürliche Frage aufwürfeſt, und gerne beantwortet ſäheſt, was denn dieſes Gemälde für eine Bedeutung habe, und auf was für einen Zweck es bey dieſem Romane abgeſehen ſey? Und geht auch hier alles nach meinem Wunſche, ſo verſichere ich dich zum Voraus, daſs ich wenigſtens das, was meine Geiſteskräfte vermögen, dazu beitragen werde, um deinen Blick nicht unwillig von mir abzuwenden. — Ich ſtelle dir alſo jezt die verſchiedenen Abſichten nach einander auf, welche man dem Verfaſſer der Lucinde etwa beilegen könnte, und indem wir dieſe erſchöpfend angeben, wollen wir ſorgfältig zu entſcheiden bemüht ſeyn, welche man ihm mit allem Rechte, und aus ſehr wahrſcheinlichen Gründen als ſeine Haupttendenz zuſchreiben müſſe. Nach ſehr vielen, hie und

da vorkommenden Darſtellungen, z. B. S. 94 – 119. zu rechnen, dürfte man allenfalls behaupten, daſs er die Myſterien der gröberen, ſinnlichen Liebe, der er einen gewiſſen Anſtrich von Göttlichkeit und Heiligkeit zu geben ſcheint, aufdecken, und ſie jedem Nicht-Eingeweihten habe zeigen wollen, welcher mit lüſternem Auge durch den Vorhang zu blicken wünſchte, aber ihn noch nicht durchſchauen durfte. Nähme man dieſes an, ſo würde er den Neulingen einen groſsen Gefallen gethan haben, indem er ihre brennende Neugierde befriedigt, und ſie in den Tempel der Luſt eingeführt hätte. Dieſe Claſſe von Menſchen würde dem Verfaſſer wegen ſeines Buches ſicher innigen Dank wiſſen, aber dafür würde er dann auch auf den Beifall jedes höher gebildeten Publicums Verzicht thun müſſen,

das entweder die Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit dieser Geheimnisse, welche nicht mehr reizen, sobald die schöne Hülle der Schaam ihnen entrissen ist, eingesehen hat, oder sich aus Bescheidenheit nicht in ein Heiligthum drängt, zu dessen Altar es noch nicht durch die seeligmachende Weihe einer veredelten Liebe gerufen ward. Freilich wäre, (das Werk aus diesem Gesichtspunkte betrachtet) davon gar nicht die Frage, wie der Verfasser dies vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit verantworten wolle, wie er mit seinem Geiste und mit seinen Talenten sich so weit herablassen, und wie er es habe wagen können, öffentlich unter seinem Namen mit einem solchen Machwerke aufzutreten, sondern wir müssten, wenn wir aus Gründen gerade dies als die Absicht des Verfassers ausgefunden

hätten, freimüthig geſtehen, daſs er nun einmal ein ſolches Buch mit einer ſolchen Tendenz geſchrieben habe. Wir hätten dies blos factiſch auszumachen, und würden ſodann unſere Aufgabe vollſtändig gelöſet haben. Welche Büſsung ihm durch das über die Sünde gegen den guten Geſchmack und gegen den Anſtand entſcheidende Tribunal aufzulegen, wie ſein Herabſinken pſychologiſch zu erklären und auf welche Weiſe ſeine unüberlegte Dreiſtigkeit und Nichtachtung gegen das Publicum zu entſchuldigen, und unpartheiiſch zu würdigen ſey, dies würde dann ganz auſſer dem Felde unſerer Unterſuchung liegen.

Doch ich freue mich herzlich, daſs man, ohne eine unverzeihliche Ungerechtigkeit gegen den Verfaſſer zu be-

gehen, obgleich er ſelbſt eben durch ſeine Schrift hie und da, Anlaſs dazu gegeben hat, ihm durchaus nicht dieſe problematiſch aufgeſtellte Abſicht, als die ſeinige unterſchieben kann. Denn fürs erſte würde man vergeblich nach den ſogenannten Myſterien ſuchen, welche doch den Hauptinnhalt des Buches unter jener Vorausſetzung ausmachen müſsten, und fürs andere wäre gar kein vernünftiger Sinn in den ſchönen, vortreflichen Stellen, die an vielen Orten, obgleich durch häſsliche Nebenzüge entſtellt, wie z. B. S. 27. über die reinſte Liebe und über die einfache veredelte Natur vorkommen. Das ganze, raſtloſe Streben des Iulius nach dem Höheren, Ewigen der Liebe, nach einem Bleibenden, Unvergänglichen in den vorübergehenden Augenblicken der Sinnlichkeit, wäre uner-

klärbar, und ohne allen Zuſammenhang, ja gerade gegen die Abſicht des Verfaſſers. Man müſste, um dieſen Einwurf zu widerlegen, ihm die völligſte Geiſtesabweſenheit und Planloſigkeit bey der Ausarbeitung ſeines Buches zuſchreiben, und den Beweis dieſer Beſchuldigung zu führen, würde doch gewiſs ſehr ſchwer ja ich mögte ſagen, unmöglich bey der Vollendung und der angeſtrengten Mühe werden, welche unverkennbar auf die Sprache, auf den Stil, und auf das ganze Colorit dieſes Gemäldes gewendet iſt. Auch würden die regelloſen Zwiſchenſpiele des Verſtandes und der Fantaſie, wie z. B. die Idylle über die Frechheit, welche ohne allen anderen Endzweck, blos um den ungeſchickten Julius genauer zu characteriſiren, als Auswüchſe eines excentriſchen, zügelloſen Genies da-

zuſtehen ſcheinen, aber für den tiefer Nachdenkenden an ihrem Platze mit einer weiter greifenden Abſicht vorkommen; alle dieſe Dinge würden ſich nach der über dieſen Roman angenommenen Hypotheſe durchaus nicht befriedigend erklären laſſen. Für die Meinung, daſs er die Myſterien der ſinnlichen Liebe habe aufdecken wollen, ob ſie gleich sehr angenommen, in dem gewöhnlichen Lesepublicum iſt, kann ſich alſo auf keine Weiſe ſtimmen, und ich bin überzeugt, daſs keiner von denen ſich zu ihr bekennen wird, welche nicht blos oberflächlich leſen, ſondern, von der allgemeinen Stimme unabhängig, den Geiſt des Ganzen ohne Partheilichkeit erforſchen. —

Man hat über die Abſicht, welche der Lucinde zum Grunde liegen ſoll, noch

eine andere Behauptung, der ich aber eben so wenig beipflichten darf, weil die mir ganz mit dem Character des Buches und mit der Denkart des Verfaſſers zu contraſtiren ſcheint. Man kann freilich nicht in Abrede ſeyn, daſs dieſes Urtheil ſehr viel Imponirendes hat, und daſs derjenige, welcher die Lucinde nur einmal flüchtig geleſen, wahrſcheinlich in daſſelbe einſtimmen wird, allein demohngeachtet konnte mich dieſe ſehr überlegt ſcheinende Hypotheſe nicht in meinem Forſchen, das etwas weit tiefer liegendes in der Lucinde fand, irre machen. Dieſe Hypotheſe lautet folgendermaſsen: „Schlegel ſoll mit dieſem Roma„ne nichts weiter als eine einträgliche „Geldſpeculation beabſichtigt haben, „und um des glücklichen Erfolgs dieſer „Unternehmung gewiſs zu ſeyn, ſey ſein

„Buch grade so eingerichtet, wie das Pu-
„blicum es jezt vor sich sieht. Er habe
„nämlich Menschen von sehr verschiede-
„ner Bildung durch sein Werk interessi-
„ren wollen, und also für die niedrige,
„grob sinnliche Classe die nackten, scham-
„losen Scenen, welche das feinere Gefühl
„empören, dargestellt, für die Edlern,
„höher Gebildeten habe er sich aber mit
„dem Fluge einer zauberischen Fantasie
„in die Regionen der reinen Liebe empor-
„geschwungen, und bey dem Altare der
„unentweihten Natur geweilet. Auf die-
„se Weise habe er sein Buch allen ge-
„niesbar machen wollen, und Schlegel
„selbst erscheine also in diesem Werke
„nicht mit der Schilderung eines enthusi-
„astischen Künstlers, nicht mit der Dar-
„stellung eines wollüstigen Schauspiels,
„oder mit den Dichtungen einer göttli-

„chen, ewigen Liebe, welches alles zu-
„sammengenommen ihn als Haupttendenz
„an sein Werk gefesselt, und bey der
„Ausführung desselben geleitet hätte, son-
„dern er stehe in einen undurchsichtigen
„Nebel gehüllt, als gewinnsüchtiger Han-
„delsmann hinter der Scene, und lasse
„seine Marionetten bald recht tolle künst-
„liche Sprünge machen, bald hinreissende
„und seelenvolle Gruppen bilden, um
„Zuschauer von allen Ständen mit vollen
„Geldbeuteln an sich zu ziehen." —

So kunstvoll ausgebildet diese Hypothese über Schlegels Lucinde auch immer erscheinen, und sich daher beim ersten Anhören viele Anhänger verschaffen mag, so gewiss es ist, dass sie sowol auf das Reine und Erhabene, als auch auf das Unreine und Niedrige, was durch einander

in dem Buche vorkommt, Rückſicht nimmt, indem ſie den Zuſammenhang des Ganzen, der freilich aus dem anſcheinenden Gewirre nicht leicht herauszufinden iſt, in die Geldſpeculation des Verfaſſers ſetzet, alſo auf eine feine Weiſe einen Zuſammenhang hineinbringt; ſo glaube ich demohngeachtet, daſs die Ungültigkeit auch dieſer Meinung ſich ſehr leicht darthun läſst. Fürs erſte wird bald einleuchtend, daſs, ſo viel Plan man auch dem Verfaſſer zutraut, und ihm einen ſpeculativen, kaufmänniſchen Sinn beilegt, den er beſonders bey der Ausführung dieſes Buches bewieſen haben ſoll, er doch ein ſehr ſchlechter Rechenmeiſter geweſen ſeyn muſs, indem er ſeine fein durchdachte Abſicht durch dieſes Werk gänzlich verfehlen muſste. Denn ſo gerne er auch Menſchen von verſchie-

denen Claſſen intereſſiren wollte, ſo wird er, wie das Buch jezt geſtellt iſt, keinen von allen befriedigen, weil der gröbere, rohere Menſch, welcher blos ſeine Sinne gekitzelt wiſſen will, in der Lucinde ſehr wenig, was dahin einſchlägt, aber ſehr viel findet, was ganz auſſer, und über ſeiner Sfäre liegt. Dies kann ihn durchaus nicht anziehen, und er wird alſo das Buch voll Unwillen, ſich ſo getäuſcht zu ſehen, von ſich werfen. Der Edlere, höher Gebildete, der das Buch ohne den tieferen Sinn lieſet, welcher demſelben zum Grunde liegt, kann ſich, ohne ſeine Delicateſſe aufs empfindlichſte beleidigt, und ſeinem Gefühle wehe gethan zu ſehen, nicht durch ſo manche ſchlüpfrige, wollüſtige Stellen durcharbeiten; er wird über dieſes indiscrete Betragen des Verfaſſers auch des Schönen,

Tiefempfundenen vergeſſen, und ein hartes, verwerfendes Urtheil über das Ganze ausſprechen.

Statt alſo alle Arten von Menſchen zu dieſem auffallenden Romane hinzulocken, würde Schlegel, ſo wie die Sachen ſich in dem vorausgeſezten Falle verhalten, alle von ihm entfernt haben, und bald würde die beſuchte Bühne, zu der man anfangs wegen der neuen Erſcheinung lief, leer und verödet dageſtanden ſeyn. —

Der Character des Buchs widerſpricht auch ganz dieſer Meinung, denn alles iſt hier in eins verwebt und kann nur denjenigen wirklich feſthalten, und ihm ein bleibendes Intereſſe gewähren, der es mit der Idee des Verfaſſers lieſet, mit der Idee, die er allein ge-

habt haben kann, wenn er etwas Vernünftiges, ſeinem Geiſte Würdiges beabſichtigt haben ſoll, mit der Idee, die Zuſammenhang in das Ganze bringt, und zum Wegweiſer durch die dunkelſten Irrwege der Darſtellung dient. (Von dieſer Idee das Nähere in dem nächſten Briefe.)

Auch die Denkart dieſes Schriftſtellers, der in der Kunſt lebt und webt, (Siehe das Gedicht: An Heliodora im Athenaeum 3. B. 1. Stück) und mit ganzer Seele an dem hängt, was er nun einmal bearbeitet, und worüber er etwas Vollſtändiges dem Publicum mittheilen mögte, auch ſeine Denkart erlaubt es nicht, daſs man jener Meinung ſeinen Beifall gebe. In der Thätigkeit, welche ſeinen Geiſt beſchäftigt, vergiſst er gewiſs jeden äuſſeren Vortheil, der ihm durch die Vol-

lendung eines Buchs zuwachſen könnte. Ich will damit nicht ſagen, daſs er auf die äuſſeren Emolumente durchaus nicht Rückſicht nehme, und daſs nicht vielleicht der Gedanke: was kann es dir einbringen, ihm bisweilen Motif werde, dieſes oder jenes neue Werk anzufangen und auszuarbeiten; allein von dieſem Gedanken wird ſich auch der uneigennützigſte Schriftſteller gewiſs nicht freiſprechen können, indem er leider faſt immer darauf ſehen muſs, wie viel er ſich durch eine Schrift erwerbe, weil unſer gutes teutſches Vaterland auch für ihre berühmteſten Männer ſo wenig ſorgt, daſs ſie zum Theil bis an das Ende ihres Lebens ums Brod ſchreiben müſſen. Doch daſs der leidige, bloſse Nutzen einen Friedrich Schlegel in ſeiner Beſchäftigung ſelbſt, zu den feinſten Raffinements leite,

um dieſe oder jene Schrift grade ſo zu ſtellen, daſs ſie nur viele Käufer finde, unbekümmert, ob man ihn wegen ſeines Werkes ſchätze, oder es in dem nächſten Jahre als Maculatur betrachte; dieſer Behauptung widerſpreche ich gradezu, weil ſein lebhafter, emporfliegender Geiſt weit über das Mercantiliſche erhaben iſt, weil ein vortheilhaftes Bekanntſeyn ſeines Namens ſeinem Streben ſehr nahe liegt, und weil ihm in der Beſchäftigung mit der Kunſt und der Wiſſenſchaft gewiſs jedes äuſſere Verhältniſs verſchwindet. —

Durch dieſe Widerlegung zweier faſt allgemein angenommenen Meinungen über die Lucinde wirſt du mich, wie ich glaube, dafür geſichert ſehen, daſs ich nicht aus bloſser Vorliebe mich für irgend eine andere über dieſes Buch erkläre, ſon-

dern mir zutrauen, daſs allein unpartheiiſche Gründe mich bey meinem Urtheile leiten werden. Die Abſicht, welche ich mir, in ſo weit ich bis jezt die Lucinde verſtehe, und wie ſie aus dem Innhalte des Ganzen ſich ergiebt, als die Haupttendenz des Verfaſſers aufgezeigt habe, will ich dir in dem folgenden Briefe mittheilen.

Dritter Brief.

Kühn und freymüthig trete ich jezt mit der Hauptidee hervor, die nach meiner Meinung in der Seele des Dichters der Lucinde lange ſchlummerte, ehe er zur Ausführung derſelben ſchritt. In einem hellen Augenblicke erwachte ſie plözlich in ihm, und diente nun ſeinem Geiſte als ein ſchöner Leitſtern bey der Ausarbeitung dieſes Kunſtwerks. Um dieſes Geſtirn ſollten ſich die Sonnen ſeines Genius

drehen, dieſe Idee, welche eine ganze Welt in ſich faſst, ſollte einen unſterblichen, ewigen Roman erzeugen. Aber ich ſehe es dir ſchon an, daſs eine neugierige Frage auf deiner Lippe ſchwebt, und daſs du gerne wiſſen mögteſt, was denn das für ein Gedanke ſeyn könne, der mich ſo begeiſtere, und von deſſen glücklichen Ausführung ich etwas Hohes, Weitumfaſſendes verkünde. Ich fühle mich verpflichtet, dein erregtes Intereſſe zu befriedigen, und will alſo nicht einen Augenblick länger anſtehen, die Decke, welche das Reſultat meines Forſchens über die Abſicht des Verfaſſers bey ſeiner Lucinde verbirgt, vor deinem Blicke wegzuziehen. —

Die Urſache, warum ich mit dieſer Enthüllung ſo lange zögerte, kannſt du

dir leicht aufzeigen, wenn du bedenkſt, daſs eine gewiſſe Furcht uns allemal feſſelt, wenn wir einem geliebten Freunde etwas zu entdecken haben, von dem wir ſo ſehnlich wünſchen, daſs er mit uns über dieſen Punkt übereinſtimmen, daſs er grade das mit uns empfinden und ſich bey dieſem Gegenſtande denken möge, was wir dabey empfanden, was wir uns darüber dachten. Dieſe Furcht, welche ein Erzeugniſs der zarten Freundſchaft iſt, dieſe Furcht hielt mich ſo lange zurück, aber ſie iſt itzt beſiegt, und ich trete dir muthvoll unter das Auge, nicht bangend vor deiner Entſcheidung. —

Nach meiner Ueberzeugung hat Schlegel bey ſeiner Lucinde die Abſicht gehabt, eine reine, geläuterte Liebe darzuſtellen, die im Stande der un-

entweihten heiligen Natur ſich über alle Convenienz, wodurch das ſogenannte Schickliche erſt zur Decenz wird, erhebt. Der ſehr wahre Gedanke, daſs Sinnlichkeit nicht Liebe ſey, ſondern daſs hinter der Sinnlichkeit immer etwas Höheres, Ewiges ſtehe, wonach das liebende Herz die ſehnenden Arme ſehnſuchtsvoll ausſtreckt, was aber der irdiſche Sinn nie in ſeiner ganzen Reinheit und Göttlichkeit zu umfaſſen vermag; dieſer wahre Gedanke gab dem Verfaſſer den Pinſel in die Hand und jezt wagte er den groſsen Verſuch, dieſe Idee in einem ſprechenden Gemälde anſchaulich darzuſtellen. Mit hohem Enthuſiasmus für die Ewigkeit der reinen Liebe, mit Ehrfurcht für die Heiligkeit der unbefleckten Natur begann er ſein Werk; dieſer Gottheit wollte er einen ehrwürdigen Tempel errich-

ten, in dem die Unſterblichen ſichtbar unter den Sterblichen ſchweben, und in deſſen innerſtem Heiligthume die Religion unter dem Bilde der ewigen Liebe verehrt werden ſollte. Das reine Feuer des geläuterten Herzens ſollte hier auf dem Altare der Unſchuld brennen, zur einfachſten Wahrheit ſollte der Menſch, von den Feſſeln der thörichten Convenienz befreit, zurückkehren, und aus der nie erkaltenden Liebe ſollte der hohe Sinn für das Ewige, für das, was unvergänglich iſt, in jedem Wechſel, aufgehen. Die Natur der Liebe wollte Schlegel, ſo wie ich den Roman betrachte, deutlich und anſchaulich darſtellen, ihre Ewigkeit, ihre Göttlichkeit wollte er ſchildern, welche ſich in der Seele, worinn ſie wirklich lebt, nach und nach von jedem ſinnlichen Stoffe reinigt und auffliegt in die

Regionen des Geiſtes. — Wie das Fegfeuer rein wäſcht von Sünden, und die Seele fähigt, um einzugehen in den Krais der Seeligen, ſo ſoll der ſinnliche Genuſs der Geliebten unſer Gemüth von jeder unreinen Begierde läutern, und das liebende Auge emporblicken aus dem Staube zum Anſchauen des Himmels. Der Genuſs, die innigſte Vereinigung zweier Liebenden ſoll gleichſam die Feuerprobe ſeyn, wodurch ſie die Reinheit und Unſchuld ihrer Sitten bewähren. Wird durch dieſe Verbindung ihre Liebe inniger, fühlen ſie das Streben nach dem Ewigen in ihrer unſterblichen Bruſt, ſo leitete die heilige Natur ſie treu und wahr; der innigſte Verein weckte in ihnen den höheren Sinn und mit raſtloſem Streben will die Seele nun das umfaſſen, was ſie in heiſser Umarmung zu umfangen glaubte,

aber nie umfieng, weil es ſich immer weiter entfernt, je mehr wir dem Ideale uns nähern. Die Rein Liebenden umſchlingen ſich in dem Augenblicke des höchſten Lebens, wie zwei Geſtirne, welche von Ewigkeit her mit heiſsem Sehnen ſich ſuchten und ewig in annähernder Bahn fortſtrebten, bis ſie endlich ſich trafen, und aus dieſem Zuſammentreffen des himmliſchen Feuers das ewige Licht entſprang.

Erkaltet die Gluth der Leidenſchaft durch innige Umarmung, ſo ſchwebte die Liebe nicht als ſchützende Gottheit über ihr, ſondern die Sinne allein ſchloſſen dieſen vergänglichen Bund. Und das Irdiſche erzeugt das Ewige nicht, wer im Staube wandelt, kann das Licht nicht ſchauen. Wie feindliche Cometen,

die in einem einzigen Punkte ſich ſchneiden, um ſich auf ewig von einander zu entfernen, erfaſste ſie der Augenblick der Luſt, und zog ſie gewaltſam zuſammen, aber zerſprengte auch mit electriſcher Kraft auf immer das feſte Band, welches, wenn Liebe es knüpfte, für eine Ewigkeit hält. — —

Dies, was ich ſo eben in einem ſprechenden Gemälde dir anſchaulich zu machen ſuchte, ſcheint mir der Geſichtspunkt zu ſeyn, aus dem wir die Lucinde betrachten müſſen, um ſie richtig beurtheilen zu können.

„Sinnlichkeit iſt nicht Liebe; „die Liebe iſt ewig: hinter der „Sinnlichkeit ſteht in reinen, edlen „Gemüthern die ewige Liebe. Die innig-

„ſie Verbindung der Natur iſt der ächte „Prüfſtein einer wahren Liebe. Sie iſt „der Saame, der allein, wenn er auf ei„nen unentweihten Boden fällt, die Re„ligion, eine heilige, nie welken„de Blume erzeugt. —

Dieſe Ideen leiteten den Verfaſſer bey ſeinem Werke. ſie ſind das, was nach meiner Ueberzeugung der Lucinde zum Grunde liegt. — Freilich muſs man ſich das Ewige, Unvergängliche, wonach die Seele ſtrebt, nun nicht ſinnlich objectif, als etwas an ſich, auſſer uns beharrendes vorſtellen, ſondern, ſo wie die Dinge ſich für uns nach der Anſicht bilden, welche wir mit unſerem Geiſte von ihnen nehmen, ſo iſt das Ziel unſerer Sehnſucht auch nicht ein äuſſerer, faſslicher Gegenſtand,

ſondern es iſt ein Innerer Zuſtand unſeres Geiſtes und Herzens, eine höhere Exiſtenz, ein in uns Erhabenſeyn über unſer gewöhnliches, vegetirendes Daſeyn; ich mögte alles zuſammengenommen mit einem Ausdrucke ein poetiſches Leben nennen. In dieſem Wirken, in dieſem Daſeyn betrachten wir alles mit einem umfaſſenderen Blicke, alles bekommt eine weit höhere, mehr um ſich greifende Tendenz.

Die Sinnlichkeit wird zur ewigen Liebe, die gemeine Natur zu einer heiligen Gottheit, das unerkannte Streben nach Vollendung zur reinſten Religion. Im Glanze des Lichts ſchauen wir das Ewige, in der brennenden Flamme verehren wir ein Symbol des Unvergänglichen. Dieſe

höhere, edlere Exiſtenz, wo wir alles mit dem freien Blicke des Geiſtes anſehen, und wo wir, uns muthig über das allgewaltige Schickſal erhebend, unter dem Sturze der Welt unſere Unſterblichkeit empfinden; (ſi fractus illabatur orbis, impauidum ferient ruinae.) dieſes höhere Daſeyn iſt das Ziel unſeres raſtloſen Strebens und zu dieſer Lebens-Stufe, zu dieſer ſchönen, groſsen Anſicht der Dinge leitet die reine, geläuterte Liebe. —

Es kann gar nicht die Frage ſeyn, ob dieſe Ideen, die vortreflich und erhebend für die Menſchheit ſind, nicht eine eigne, ausgezeichnete Darſtellung verdienen, denn jeder, welcher einen forſchenden Blick auf das gegenſeitige Verhältnifs der Geſchlechter wirft, wird das dringende Bedürfnifs einſehen, dafs man beſondern

in unſerem Zeitalter, wo der Luxus ſo hoch geſtiegen iſt, der gewöhnlich Verderbniſs der Sitten nach ſich zieht, allen Jünglingen und Mädchen einſchärfen ſolle, wie Sinnlichkeit nicht Liebe ſey, wie ſorgfältig man dieſe, die ſo oft und mit ſchrecklichen Folgen verwechſelt werden, ſcheiden müſſe, wie das ganze Glück des Herzens davon abhange, und wie die Stufe unſeres geiſtigen Lebens dadurch beſtimmt werde, daſs man ſie ſorgfältig mit freiem Geiſte ſcheide, um einſt in dem weiſen, innig verſchlungenen Vereine beider die weit hinausliegende Vollendung der Menſchheit zu finden. Nur durch die vernünftige Trennung der Sinnlichkeit, und der Liebe kann der höhere Sinn für das Ewige in uns geweckt werden, nur durch ſie kann der Umgang der Männer mit Weibern, und der Weiber

mit Männern wirklich eine vielſeitige Ausbildung bewirken, und alſo einen erhabenen Zweck befördern. — Die Gefahr flieht, und der Engel der Liebe ſchüzt die wehrloſe Unſchuld; jeder Bund iſt für die Ewigkeit geſchloſſen, und die Natur führt zur Wahrheit! —

Wäre es meine Abſicht, die Erhabenheit aller mit dieſer einzigen genau zuſammenhängenden Ideen zu entwickeln, ſo würde ich bald jede unverſtimmte Seele für mich gewinnen, ich würde den Funken der ewigen Liebe in ihr heiſſes, glühendes Herz werfen, das nur auf den Funken wartete, um in eine göttliche Flamme aufzulodern. Ich würde durch eigene Begeiſterung geleitet, das liebende Gemüth mit mir fortreiſſen, der Sinn würde ſich abwenden von dem niedrigen

Streben, von dem vergänglichen Genuſſe und der inneren Stimme gehorchend, welche in den furchtbarſten Stürmen einer ungezügelten Leidenſchaft noch laut und vernehmlich ſpricht, würde der Geiſt zu den erhabenen Sfären auffliegen, wo die göttliche Natur an dem Altare der Liebe, ſeelige Tribute zollt dem unſterblichen Leben. — Doch dieſe Darſtellung iſt nicht mein Endzweck, ſondern ich habe zu beweiſen, daſs der Verfaſſer der Lucinde die Einſchärfung dieſer Ideen durch dieſen Roman beabſichtigte. — Mit Wenigem alſo jezt meinen zu leiſtenden Beweis, denn ich hoffe es dir bald, obgleich ſo manches dagegen ſtreitet, auſſer allen Zweifel zu ſezen, daſs allein die Idee: Hinter der Sinnlichkeit ſteht die reine, ewige Liebe, dem Verfaſſer als Haupttendenz bei-

gelegt werden dürfe, um die ganze Erſcheinung auf eine befriedigende Weiſe zu erklären. —

„Den ſtolzen Schwan kümmert nichts,
„als daſs der Glanz ſeiner weiſsen Fittiche
„rein bleibe.“

Vierter Brief.

Was ſoll die Vorrede, wo der Verfaſſer die Abſicht des ganzen Werks andeutet, indem er ſagt: „Aber was ſoll mein „Geiſt ſeinem Sohne geben, der gleich „ihm ſo arm an Poeſie iſt, als reich an „Liebe?“ (Lucinde S. 2.) Wozu ſollen die Bekenntniſſe eines Ungeſchickten, die ſeinen Willen, obgleich ziemlich myſtiſch ausſprechen? (S. 12-16.) Was ſollen die Lehrjahre der Männ-

lichkeit, welche mit den Bekenntniſſen zuſammengenommen, faſt den Inhalt des ganzen Romans ausmachen? Irgend eine Bedeutung müſſen ſie doch haben, auf die Erreichung irgend eines Zweckes muſs es doch dabey abgeſehen ſeyn. Sie ganz bedeutungslos als ein todtes Bild, dem das lebendige Auge fehlt, zu betrachten, verbietet die Vernunft und jedes Werk, dem das Gepräge eines vernünftigen Weſens unverkennbar eingedruckt iſt. Irgend ein Grund, irgend eine Urſache muſs ſich alſo angeben laſſen, der dieſe Erſcheinung, die vor unſerem Geiſte vorübergeht, natürlich und befriedigend erklärt. Vielleicht wird man mir den Einwurf machen, ob ich denn gar nicht wiſſe, daſs man bey einem Kunſtwerke nicht nach dem Nutzen, oder nach dem äuſſeren Endzwecke ſuchen

dürfe, sondern dafs es eben als Kunstwerk in sich vollendet, abgeschieden von jeder äusseren Beziehung dastehen müsse. — Diesen Einwurf habe ich mir selbst deutlich gedacht, aber ich kann ihn sehr leicht dadurch widerlegen, dafs ich mit meiner Frage durchaus nicht nach einem äufseren Endzwecke, sondern nach dem inneren, organischen Leben suche, welches als der lebendige Geist durch die todte Masse hindurchgeht, und Zusammenhang in das Ganze, Bedeutung in das Bedeutungslose, Verständlichkeit in das Unverständliche bringt. Dieser Geist, wodurch alles besteht, dieser Grund, worauf alles gebaut ist, scheint mir nun in der Idee des Verfassers die reine, ewige Liebe, die Heiligkeit der Natur, und die göttliche Religion zu seyn, welche nothwendig erzeugt wird, wenn

wir als freie, reingeſtimmte Menſchen die Feſſeln des conventionellen Zwanges, welche die Schickſichkeit, nicht die Sittlichkeit uns auflegt, abwerfen, und uns zu Prieſtern der Liebe, zu Dienern der Natur mit kindlichem Sinne einweihen.

Um dieſe Idee auszuführen ſtellt der Verfaſſer einen Jüngling auf, der ſich mit dieſer hohen Tendenz im Leben fühlt, der ohne Führer nicht weiſs, wo er das Ziel ſeiner Sehnſucht finden ſoll. Von einem Genuſſe ſtürzt er ſich in den andern, weil er immer das zu umfangen glaubt, wonach ſeine Seele ſtrebt, aber immer werden nur ſeine Sinne befriedigt, immer ſteht ſein Herz leer, ſeine Wünſche ſchweifen ohne Ruhepunkt ins Unendliche, und er findet nicht die Gelieb-

te, den ſchöneren, vollkommneren Theil ſeines Weſens. Bisweilen glaubt er geliebt zu werden, und überläſst ſich ganz ſeiner trunkenen Freude, aber bald zerreiſst das Gebilde der Täuſchung, und je länger es ihn umfieng, deſto näher fühlt er ſich dem Abgrunde. Plözlich zweifelt er, ob nicht ſeine innere Stimme ihn ſchrecklich hintergehe, und ob es nicht vielleicht nie ein Geſchöpf geben werde, das ihn verſtehe, das ſeinem heiſsen Verlangen entſpreche. In dieſer Seelenſtimmung beginnt er die furchtbarſten Ausſchweifungen eines verirrten Gemüths, aber dann kehrt ihm auch deſto mächtiger, und lebendiger der Glaube an ſich ſelbſt zurück, und er geht ungeſtört ſeiner heiſsen Sehnſucht nach, jedoch ohne ſich ſelbſt zu geſtehen, wonach er ſich eigentlich ſehne, welches eben den Haupt-

character der Sehnſucht ausmacht. Endlich findet er die Seele ſeiner Seele, endlich wird ſie ſein, die ihn ganz verſteht. Lucinde, die ſchöne, liebenswürdige Schwärmerin, wird ſein geliebtes Weib, und durch die treue Hand der Natur geleitet, gehört ſie ihm, und er ihr mit der Fülle ſeines Weſens an. —

Doch bey dem leidenſchaftlichen Genuſſe bleiben die Liebenden nicht ſtehen, der göttliche Sinn erwacht in ihnen, und ſie ſtreben hinauf zu dem Ewigen, was den Augenblick würzt; was dem Vergänglichen Bedeutung giebt. —

Auf dieſer Stufe ſehen wir die Liebenden, bis zu dieſem Punkte hat der Verfaſſer uns an dem Ende des erſten

Theils geführt, ſo daſs der denkende Leſer deutlich vorherſieht, wie der folgende uns ein weiteres Emporſteigen des ſtrebenden Julius ſchildern wird. Er wird ſich immer mehr reinigen von jedem ſinnlichen Stoffe, und einſt mit ſeiner Gattin die ewige Liebe, die er durch ſein ganzes Leben mit heiſsem Verlangen ſuchte, im ewigen Lichte ſchauen. — Bey dieſer Anſicht der Lucinde, wird uns, wie mir ſcheint, das Ganze klar und deutlich, und wir verſtehen nun, mitten in der gröbſten Sinnlichkeit bis auf die kleinſten Nüancen, den Aufflug des Geiſtes, der in der Natur das Göttliche, in der Liebe das Ewige ahndet. Alle ſonſt unverſtändliche Stellen erhalten einen ſehr richtigen, hohen Sinn, wenn wir mit dieſer Idee den Roman betrachten, und man ſieht ein, wie ſie in eine Geſellſchaft kommen

konnten, wo ſie uns ohne dieſen erklärenden Grund, als unbegreifliche Erſcheinungen daſtehen. Der Verfaſſer wollte darſtellen, daſs die Sinnlichkeit nicht das Herz ausfüllt, ſondern daſs das Ewige in uns lebt und nach Befriedigung ſich ſehnt. Daher liebt Julius nicht blos mit Ausgelaſſenheit, ſondern auch mit Religion, S. 9. Daher freut er ſich nicht blos mit ſinnlichem Kizel über den ſchönen Bau der Lucinde, ſondern er verehrt auch in ihrer herrlichen Geſtalt das Göttliche der bildenden Natur, S. 199. Daher umſchlingt er nicht blos mit Wolluſt die Geliebte, ſondern er mögte den Augenblick des höchſten, unvergänglichen Lebens in dieſer Umarmung finden.

Die Idee einer reinen, ewigen Liebe

iſt der Geiſt des ganzen Buchs, alles andere, alle wirklich ſchlüpfrigen, wollüſtigen Scenen ſind nur Vehikel, um durch dieſe Entgegenſezung dieſen reinen Geiſt noch anſchaulicher zu machen.

Ob dieſe von dem Verfaſſer gewählten Vehikel aber wirklich dazu dienen, um den Geiſt der reinen Liebe noch mehr hervorzuheben, oder ob ſie nicht vielmehr auch dieſen in den ſinnlichen Stoff herabziehen, ob die Art der Darſtellung für Menſchen von unſerer Bildung glücklich gewählt ſey, ob ein ganzes Publicum zu einer ſolchen Darſtellung gerufen werden dürfe, oder ob dieſes Gemälde nicht eigentlich nur für Eingeweihte der eleuſiniſchen Geheimniſſe ſeyn ſollte, und alle andere, die nicht bis zum Lichte vordrangen, die nicht das Höhere ahndeten,

durch den Verfaſſer ſelbſt verleitet, es falſch und niedrig verſtehen müſſen, ob er ſeine ſchöne, edle Abſicht erreicht, oder durch eine unrichtige Ausführung verfehlt habe, davon ſollen Dir, mein lieber Ferdinand, die folgenden Briefe nähere Auskunft geben, wenn du mir durch ſie mit deiner Aufmerkſamkeit folgen wirſt. —

Fünfter Brief

Durch die aufgeworfenen Fragen hat ſich aufs neue, ein weites Feld der Unterſuchung vor mir eröffnet, über das der flüchtige Blick unſtätt, und ohne Heimath dahinſchweift. Mit Gewalt muſs ich ihn alſo auf irgend einem Punkte feſthalten, damit ich im Stande bin, mir vorerſt durch die Beantwortung einer Frage, den Weg zur Erörterung der übrigen frei

zu machen. Alſo ohne weitere Vorrede ans Werk. —

„Konnte Schlegel durch die Darſtel-
„lung ſeiner Lucinde, die in dem vorigen
„Briefe weiter aus einander geſezte Ab-
„ſicht bey dem groſsen Publi-
„cum erreichen?“

Zum Voraus darf ich dies, wie du leicht einſiehſt, weder bejahen noch verneinen, ſondern mit einem unpartheiiſchen Forſchungsgeiſte will ich gleichſam unter deinem Auge die nähere Würdigung des Ganzen anſtellen, unbekümmert, was für ein Reſultat ſich für oder wider die Lucinde daraus ergeben möge. Gründe ſollen entſcheiden, nicht aber irgend eine Meinung, die wir ohne Recht und Befugniſs in den Roman hineintragen.

Wenn ein Schriftſteller die Liebe, ganz wie ſie ſeyn ſoll, in ſeinem Buche ſchildern, wenn er aus den Verhältniſſen des Lebens heraustreten, wenn er über die jezige Generation hinwegfliegen, und die Liebenden ſo darſtellen will, wie ſie einſt, nach vollendeter Geiſtesbildung in dem Stande der Natur lieben werden, wenn dies die Abſicht des Schriftſtellers iſt, ſo muſs er ſeine Leſer auch in den Stand ſezen, daſs ſie ihn richtig verſtehen können, und das vor ihnen liegende Werk nicht falſch beurtheilen müſſen. —

Der Maler ſtellt den Betrachter ſeines fertigen Gemäldes, er mag uneingeweiht ſeyn in die Geheimniſſe der Kunſt, oder ein feuriger Jünger derſelben, allemal in den Geſichtspunkt, wo die richtige Beleuchtung auf das Bild fällt,

und Licht und Schatten ſich ſo vertheilt, daſs das Ganze dem forſchenden Auge verſtändlich wird, und ſeine eigene Bedeutung nach dem Sinne des Künſtlers erhält. Wenn auch der lünger der Kunſt dieſen Geſichtspunkt durch eigene Verſuche ohne Belehrung leicht auffinden wird, ſo darf der erfahrne Maler dies doch nicht von dem groſsen Haufen verlangen, der das Bild gerade ſo betrachtet, wie es ſich ihm zeigt, und keine Verſuche macht, ob er vielleicht einen anderen Stand nehmen müſſe, um es in ſeinem wahren Lichte zu erblicken, —

Dieſes Beyſpiel auf den Verfaſſer der Lucinde angewendet, ſo muſste er das Publicum in einer klaren Vorrede deutlich über ſeine Abſicht bey dem Buche, und über die Anſicht belehren, wel-

che man davon nehmen müſſe, um es richtig zu beurtheilen. —

Er muſste, da es eben durch den Druck für das Publicum, das heiſst, für jeden, wes Standes er ſeyn, und welches Fach er cultiviren mag, beſtimmt ward, ohne Umſchweif ſagen, daſs er aus der gegenwärtigen Welt mit kühnem Geiſte herausgehe, daſs er auf keine Weiſe die Regeln des Anſtandes, und der Sittſamkeit, welche nur für Menſchen von unſerer Bildung gelten, beobachten, und daſs er durchaus nicht auf Recht und Moral in einem Gebiete Rückſicht nehmen könne, wo allein das liebende Herz zu ſprechen hat, und wo die Natur in ihrer Nacktheit nicht ſchaamlos, ſondern ſchön und liebenswürdig erſcheint. Denen, wel-

che ein Kunſtwerk nicht als ein Kunſtwerk anſehen können, muſste er gradezu erklären, daſs er den Menſchen in ſeiner Vollendung aufſtelle, worinn er nicht mehr, um den rechten Weg einzuſchlagen, der äuſseren und inneren Zwangsmittel bedarf, ſondern wo die Sittlichkeit zur Sitte geworden iſt. Er muſste einſchärfen, daſs wir auf dem Punkte unſerer Geiſtesbildung die Ideen noch nicht ins handelnde Leben übertragen dürfen, welche die Fantaſie des Dichters aus ferner Zukunft in die Gegenwart zaubert, ſondern daſs die ſchöne, vollendete Liebe, wo der Geiſt mit der Sinnlichkeit, und die Sinnlichkeit mit dem Geiſte zuſammenſchmilzt, um in treuem Vereine die göttliche heilige Natur zu bilden, hier in einem reinen Ideale uns vorgeſtellt werde, dem der Menſch ſich

ewig annähern soll. Frei mufste er es gestehen, dafs der freundliche Zustand der schönen Natur, in dem die ersten Sterblichen wandelten, ehe der Geist in ihnen erwacht war, das Ziel aller Bildung sey, und dafs die Menschheit einst dahin zurückkehren werde, jedoch mit dem Unterschiede, dafs der Gebildete mit Freiheit, und mit sehendem Auge in das schöne Arcadien eintritt, in dem der Rohe, Ungebildete mit Nothwendigkeit und mit schlummerndem Bewufstseyn lebte. —

Wenn der Verfasser der Lucinde diese mit Recht von ihm zu fordernde Erklärung, dem Publicum gethan hätte, so brauchte er sich keineswegee der Misverständnisse zu zeihen, denen sein Buch etwa unter dem grofeen Haufen ausgesezt

wäre. Allein dieſe deutliche Erklärung über ſeine Darſtellung wird zum Nachtheile des Ganzen vermiſst, und ich glaube, daſs dieſer Mangel eine wichtige, ja ich mögte ſagen die einzige Urſache von dem gewöhnlichen, wegwerfenden Urtheile ſey, was über die Lucinde gefällt wird. — Der Verfaſſer tritt aus den Verhältniſſen des Lebens heraus, aber ohne zu ſagen, daſs er heraustrete, er ſtellt die Liebe vor, wie ſie nur bey denen ſeyn kann, die in dem Stande der reinen Natur alle Bande der Convenienz abwerfen dürfen, er ſchildert den Menſchen in ſeiner vollendeten Bildung, aber ohne zu erklären, daſs er den Menſchen in ſeiner vollendeten Geiſtesbildung ſchildere, er giebt mit einem Worte nicht den Geſichtspunkt an, aus dem ſein Gemälde betrachtet werden muſs,

Wie die Sachen jezt ſtehen, muſs alſo jeder, der den Roman nicht mit dem Blicke des Künſtlers anſieht, und anſehen kann, das Ganze ſehr anſtöſsig und frivol finden. Alles muſs den Læſer auf ſchreckliche Misverſtändniſſe führen, und die äuſſere Form, als eine ſchaamloſe Ausſtellung der Myſterien erſcheinen, über die ein heiliger Schleier herabhängen ſoll. Der Laie muſs die hier geſchilderten Handlungen der Liebenden, als ein ſtrafbares Vergehn gegen die bürgerlichen Geſetze betrachten, nach denen nur die feierliche Bekanntmachung eines geſchloſſenen Vereines, das Ehebündniſs der Natur heiligt. Das feine Gefühl der Sittſamkeit wird das Auge mit Verachtung von den Gemälden wegwenden, welche die Sinne reizen, und wollüſtige Ideen in der reinen Seele anfregen. Mit feuriger Begier-

de wird die gespannte Lust hingegen, durch das geheimnisvolle Gewand blicken, sie wird mit unkeuscher Fantasie bachantische Scenen bilden, und der Verführung in die offenen Arme stürzen. Durch die sinnlichen Darstellungen, wie S. 94—119. S. 127. S. 143—157. u. s. w. und Vergleiche, wie S. 9. 27. 248. wird das Geistige von seiner Höhe herabgezogen, und verliert sich in den Abgrund des thierischen, nicht veredelten Triebes. Das Reine verunreinigt sich durch die Berührung der Sinnlichkeit, und die erhabene Liebe wird für ein Fantom des schwärmerischen Jünglings erklärt. Die ganze Darstellung erscheint, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, in einer zu wollustigen Hülle, und das Buch kann für solche Menschen einen sehr verderblichen Einfluss auf die Reinheit ihrer Sit-

ten, und auf die Keuſchheit ihres Wandels haben. Wer es gradezu verwirft, der entgeht freilich der Gefahr, die es ihm zu drohen ſcheint, aber nur wenige haben ſo viel Gewalt über ſich, daſs ſie bey dem Anblicke eines wollüſtigen Gemäldes augenblicklich den verführeriſchen Eindruck fliehen. Sie ſehen wenigſtens, wenn die Umſtände eine ruhige Anſchauung nicht erlauben, noch von der Seite auf die anlockende Darſtellung, und durchbrechen mit glühendem Auge das neidiſche Gewand, welches den reizenden Buſen, oder die volle Geſtalt nur halb enthüllt. Kommt nun noch dazu, daſs ein angeſehener Schriftſteller ein ſolches Gemälde mit kecker Miene ausſtellt, und ſich ohne Zurückhaltung erklärt, daſs nichts verdienſtlicher und vortheilhafter ſey, als ſich an ſolchen Bildniſſen zu üben, ſo

nimmt dies derjenige, welcher seine zügellosen Neigungen so gerne gerechtfertigt wissen mögte, für eine öffentliche Erlaubniss, jeder Aufwallung des Naturtriebes folgen zu dürfen. Er glaubt wol gar, dass, ehe der Mann zur wahren Liebe gelangen könne, er sich vorher in die Arme der Wollust werfen, und die elende Rolle eines Libertins spielen müsse, wie sein Vorbild Iulius in den Lehrjahren der Männlichkeit. — Diese Philosophie über die sinnlichen Scenen in der Lucinde, welche dem, der nicht weiss, wie er sie anzusehen hat, sehr nahe liegt, ist natürlich der Tod der Keuschheit, und zerstört alle Gesetze des Anstandes, und der schonenden Bescheidenheit, welche dem Jünglinge heilige Pflicht gegen die Frauen seyn soll. Welche schreckliche Unordnung würde im

Leben entflehen, wie würde die Achtung gegen das weibliche Geſchlecht gänzlich aus dem Gemüthe des Mannes ſchwinden, welch' ein freches Betragen würde den ſittſamen, zurückhaltenden Ton aus der gebildeten Geſellſchaft verdrängen, wenn die Denkart des Julius Mode wurde, und wenn man das Mädchen, und die Frauen ſo behandeln wollte, wie dieſer ſie behandelt. —

Aus dem Grunde, daſs die Frechheit, und die Frivolität auf alle Weiſe in Schuz genommen zu werden ſcheint, und daſs das Weib ſogar zum Genuſſe auffordert, wie in dem Abſchnitte: Treue und Scherz überſchrieben, die Lucinde thut, glaube ich die Erſcheinung herleiten zu dürfen, daſs beſonders diejenigen Jünglinge, welche ſehr zu Aus-

ſchweifungen geneigt ſind, mit ganzer Seele ſich für die Lucinde erklären, und den Verfaſſer gleichſam als ihren Gott anbeten, weil er ihnen vom Himmel eine neue Moral gab, wodurch die fatale Pflicht, welche Beſiegung der zügelloſen Neigungen befiehlt, aufgehoben wird. Sie mögten ſo gerne alles, was die Decenz und die Schaamhaftigkeit fodert, für nichtig und grundlos ausgeben; kann ihnen alſo wol etwas willkommener ſeyn, als wenn ſie dieſe Foderungen in einem ſchön geſchriebenen, intereſſanten Buche, das dazu noch von einem berühmten Verfaſſer herrührt, für nichtig und gründlos ausgegeben finden? — Mich wundert, daſs der Verfaſſer, da er dies doch ſelbſt S. 75. vorauszuſehen ſcheint, nicht dieſem Erfolge aus allen ſeinen Kräften entgegenarbeitet, und ſich deutlich darüber

macht, was er eigentlich mit ſeinem tollen Buche (S. 65.) und mit ſeinem fantaſtiſchen Romane, wie er ihn ſelbſt nennt, (S. 72.) wolle. —

Oder war es ihm einerley, was ſein Buch für eine Wirkung in der Seele der Uneingeweihten hervorbringen würde? War es ihm gleich, wenn vielleicht manche Jünglinge aus dem Wege der Sittlichkeit wichen, und ſich, durch ſeine Darſtellung berechtigt, als Naturmenſchen alles erlauben zu dürfen glaubten, was gegen die Sittſamkeit, und gegen die Convenienz verſtößt? —

Dieſe Annahme wäre ſehr gewagt und unerweislich, denn dem Verfaſſer, der die Liebe in ihrer hohen Würde darſtellen wollte, iſt ſehr daran gelegen,

dafs er seinen Ruf rein erhalte, (Siehe den Prolog) und auf keine Weise zur Beförderung der Unsittlichkeit mitwirke. Aber, wenn ihm daran gelegen war, so mufste er auch dem verderblichen Einflusse, den sein Buch, so wie es nun einmal ist, auf die Uneingeweihten der Kunst haben mufs, zuvorkommen. Dies hat er durchaus nicht gethan; man kann also nicht anders, wie mir scheint, als ihm eine unverzeihliche Nachlässigkeit Schuld geben, welche sehr nachtheilige Folgen auf das gröfsere Publicum gehabt hat, und noch haben wird. Er arbeitet durch seine Darstellung, ohne eine deutliche Erklärung über dieselbe, grade seiner Absicht entgegen und statt dessen, dafs er seinen Lesern einleuchtend macht, worinn die Natur der Liebe bestehe, und wie sie sich

durch die Fluten der vorüberrauſchenden Sinnlichkeit den Weg zum ſicheren Lande des Ewigen bahne, werden ſie, durch den Anſchein der äuſſeren Form getäuſcht, ohne Zweifel glauben, daſs er auch das Höhere, Edlere in den Strom der niedrigen Luſt herabziehe, und das Göttliche mit dem Irdiſchen auf eine unanſtändige Weiſe vermiſche. —

Der Verfaſſer wird mir hier vielleicht einwenden, daſs er in dem Gebiete der Aeſthetik auf alles das, was die Convenienz aufhebt, und was die Regeln der Decenz beleidigt, nicht Rückſicht zu nehmen brauche, denn hier ſey das einzige Geſez: treue Schilderung der menſchlichen Natur, treue Darſtellung der menſchlichen Leidenſchaften, wenn nämlich dieſe Schilderungen, und Darſtellun-

gen nicht gegen die Regeln des Schönen, und des guten Geſchmacks verſtoſsen. Der Dichter dürfe unbekümmert darum ſeyn, was für Einſprüche die Moral in ſeine Dichtungen thue, denn die Tugend gehöre nicht vor das Forum des Geſchmacks, ſondern der Richter, den er anerkenne, ſey die Schönheit, welche jeden äuſſeren und inneren Zwang verachtet und frei, wie eine göttliche Geſtalt, mit der unwandelbaren Natur ein ewiges Bündniſs ſchlieſst. —

So gegründet dieſes Raiſonnement auf dem äſthetiſchen Geſichtspunkte iſt, und ſo gewiſs man nur nach dieſen Geſezen den Verfaſſer richten darf, wenn man ſeine Lucinde als ein Kunſtwerk betrachtet, das ſich ganz von dem wirklichen Leben ſcheidet, eben ſo gewiſs iſt es auch,

dafs das Publicum diese Unterscheidungen nicht macht, und nicht machen kann. Von den Begriffen, welche in der Aesthetik gelten, und von der Moral, welche die Kunst hat, weifs der Mensch, der im wirklichen Leben steht, durchaus nichts. Er zieht alles in seine Sfäre herab, so wie der Künstler alles in seinen Krais hinaufziehen mögte, und wirft die Ideen verwirrt durch einander, welche ihm hie und da über die Gesezе der Kunst vorgetragen werden. Jeder, auch nicht ästhetisch gebildete Mensch hat zwar einen gewissen Sinn für Schönheit, und für Geschmack, aber dieser Sinn ist nicht zu deutlichen Begriffen geworden, sondern er bleibt immer bey dunkeln Ahndungen stehen. Wenn er über den äufseren Erfolg eines Kunstwerks urtheilen soll, so ist das Nüzliche und

Schädliche deſſelben allemal ſein Maasſtab, und ſucht er mit Mühe den inneren Gehalt zu erforſchen, ſo wird dieſer ohne Zweifel nach dem moraliſchen, oder unmoraliſchen Werthe des Ganzen beſtimmt.

Es iſt freilich richtig, daſs der, welcher keinen Begriff von der ſchönen Kunſt hat, auch nicht über ihre Werke urtheilen ſoll, und wenn ein ſolcher ſich ein Urtheil anmaſst, ſo muſs ihm ſeine Anmaſsung ſtrenge verwieſen werden. —

Allein nichts deſto weniger darf man auch dem Schriftſteller, wenn er einmal Kunſtwerke, und beſonders ſolche vor dem ganzen Publicum aufſtellen will, welche alle Schranken des Anſtandes durch-

brechen, und die Geſeze der moraliſchen Welt nicht anerkennen; nichts deſto weniger darf man ihm ſeine Verbindlichkeit erlaſſen, welche ihn dringend nöthigt, auf eine deutliche Weiſe die Begriffe des Unwiſſenden über dieſe Gegenſtände zu berichtigen und aufzuklären. —

Iſt es ihm wirklich Ernſt, daſs die Ideen des groſsen Haufens ſich läutern, und eine genaue Evidenz erhalten ſollen, ſo glaube ich, daſs der Dichter bey der Behandlung irgend eines äſthetiſchen Stoffes eine ganz reine, von allem Grob-ſinnlichen entfernte Darſtellung wählen, nicht aber durch geheimnisvolle, wollüſtige Scenen den unerfahrenen Leſer noch mehr anreizen müſſe. Denn im lezten Falle wird der nicht äſthetiſch Gebildete, die ſchöne, veredelte Natur mit der häslichen,

gemeinen vermengen, und ſich zu der lezteren hinwenden, weil ſie mit heimlicher Luſt ihn anzieht, und ſeinen Trieben ſchmeichelt, da hingegen die erſtere einen feineren, freieren Sinn fodert, und ein höheres, geläutertes Intereſſe vorausſezt. Im erſten Falle, wenn der Dichter eine reine Darſtellung irgend eines äſthetiſchen Stoffes wählt, wird der neueingeweihte Zögling der Kunſt ſich aus den Armen der Sinnlichkeit losreiſsen, und ſich mit heiligem Enthuſiasmus der liebenswürdigen Göttinn, welche ihn in eine höhere Welt verſezt, anſchmiegen. Er wird auf dieſe Weiſe nach und nach im Stande ſeyn, das Leben nicht mit der Kunſt zu verwechſeln, er wird mit einem nie trügenden Scharfblicke beide genau ſcheiden lernen, und ſo wol mit ſeinem Urtheile, als auch mit ſeinem

Betragen nicht mehr an einer ſo gefährlichen Klippe ſcheitern, wie z. B. Schlegels Lucinde iſt. —

Sechſter Brief.

Ich kann den am Ende des vorigen Briefes abgeriſſenen Faden der Unterſuchung nicht beſſer anknüpfen, als wenn ich die Foderung, welche ich an den Dichter überhaupt that, in einem beſtimmten Falle an den Dichter der Lucinde thue, und genauer nachfrage, ob er ſie erfüllt hat, —

Nach dieſer Foderung müſste Friedrich Schlegel die höhere, ewige Liebe ſo viel wie möglich ohne alle ſinnliche Hülle ſchildern, und ſich für jede Entblöſsung ihrer ſchönen Nacktheit, und ihrer reizenden Geheimniſſe ſorgfältig hüten. — Ein über die gewöhnlichen Sterblichen erhabenes Weſen hätten wir in ſeinem keuſchen Jünglinge verehren, ein ſanftes, jede wollüſtige Neigung frei beſiegendes Weib in ſeiner edlen Lucinde lieben müſſen. Die hohen Charactere beider müſsten ſich ohne ſtrafbare Verirrung in Leiden göttlicher Liebe rein gebrannt haben, um als Ideale für das Streben des reinen Jünglings und des ſchuldloſen Mädchens aufgeſtellt werden zu können. —

Feſt bin ich überzeugt, daſs eine ſol-

che Schilderung, aber auch nur eine solche Schilderung die unsichtbare Zauberkraft besizt, den, der die heilige Natur der Liebe nicht kennt, aus dem Staube, in dem er von Jugend auf wandelte, zu erheben, und ihn in das Heiligthum einzuführen, wo die Gottheit in dem schönen Symbol der Liebe angebetet wird. —

Es ist hier nicht die Rede davon, ob die Liebe wirklich blos geistiger Natur sey, oder ob sie nicht vielmehr in dem schönen Vereine des Geistigen und Sinnlichen bestehe, wie Schlegel vortreflich S. 219. seiner Lucinde sagt: „Die Liebe „ist nicht blos das stille Verlangen nach „dem Unendlichen; sie ist auch der heili„ge Genuss einer schönen Gegenwart. „Sie ist nicht blos eine Mischung, ein

„Uebergang vom Sterblichen zum Un-
„sterblichen, sondern sie ist eine völlige
„Einheit beider. Es giebt eine reine Lie-
„be, ein untheilbares und einfaches Ge-
„fühl ohne die leiseste Störung von unru-
„higem Streben. Jeder giebt dasselbe,
„was er nimmt, einer wie der andere,
„alles ist gleich und ganz in sich vollen-
„det, wie der ewige Kuss der göttlichen
„Kinder." (Amor und Psyche.)

Durch die Aufstellung meiner idealischen Liebenden wollte ich nur andeuten, dass sich das Auge des grossen Haufens mit weit reinerem Interesse auf diese wenden kann, als auf Schlegels Julius und Lucinde, weil der nicht genau unterscheidende Blick durch ihre blos sinnliche Aeusserungen sehr leicht Gelegenheit findet, auch das Göttliche ihrer Liebe

zur niederen Erde in den Schoofs der Wolluſt herabzuziehen.

Durch die bisherige Entwicklung glaube ich über den Punkt, was Schlegel mit ſeinem Buche auf das Publicum gewirkt hat, und in der Form, worinn er ſeine Ideen vortrug, wirken muſste, deine Beiſtimmung zu erhalten. Der freie Gedankengang hat, wie du bemerken wirſt, von denen am Ende des dritten Briefes aufgeworfenen Fragen folgende beantwortet: in wiefern Schlegel ſeine Abſicht bey dem Publicum erreicht habe, und ob die Art ſeiner Darſtellung für Menſchen von unſerer Bildung glücklich gewählt ſey. Jezt will ich noch in dieſem Briefe dir meine Meinung darüber mittheilen, für was für Menſchen eigentlich die Lucinde beſtimmt ſeyn

sollte, und dann im nächstfolgenden zu ihrer Beurtheilung als eines Kunstwerks übergehen. —

Die Lucinde behandelt einen Gegenstand, der ein sehr allgemeines Interesse zu berühren scheint, sie behandelt die göttliche Liebe. — Um aber deutlich einzusehen, ob dieser Schein der Allgemeinheit nicht trügt, wollen wir uns einmal unpartheiisch fragen, von wem man mit Recht behaupten könne, dass er in seinem Leben wirklich geliebt habe, dass er wirklich in das Heiligthum der ewigen Liebe eingedrungen sey. Alle diejenigen, welche die Liebe als ein gleichgültiges, bedeutungsloses Spiel betrachten, das nur der frühsten Jugend wohl anstehe, und das nicht mehr erlaubt

werden darf, wenn die erſte Blüthe des kindlichen Alters abgefallen, und die Blume zur reifen Frucht geworden iſt; alle diejenigen haben keine Ahndung von der ewigen, inneren Jugend und von dem unendlichen Verlangen, das auf dem Strome der Zeit nicht untergeht, ſondern immer inniger und lebendiger wird. Die wahre Liebe iſt kein vorübergehendes Spiel, ſondern ein reiner ewiger Geiſt, welcher den Character durch läuternde Prüfungen bildet, und den Geweihten durch eine ſchöne Bahn nie welkender Roſen zur Wahrheit und Reinheit der Sitten leitet. Aus dem verderblichen Vorurtheile, daſs die Liebe mit dem Jünglingsalter aufhöre, und daſs der ernſtere Mann ſich dieſer holden Begleiterin wol gar ſchämen müſſe, geht die gleichgültige Anſicht des Lebens her-

vor, wodurch die energiſche Kraft ſo vieler getödtet wird, und das freiſte, edelſte Gemüth ſich von den Banden des niedrigen Egoismus umſchlingen läſst. Wer die Quellen ſorgfältig aufſucht, aus denen die zurückſtoſsende Kälte, und der finſtere Ernſt ſo mancher Menſchen entſpringt, dem wird ſich nicht ſelten die Bemerkung aufdringen, daſs ſie ſehr frühe durch irgend eine unangenehme Erfahrung den Glauben an die göttliche Liebe verloren, daſs ſie, einmal getäuſcht, auf immer die liebliche Freundinn, als eine ſchändliche Verführerinn flohen, und nun ohne Anhalt, ohne Liebe, ohne Freund, durch das todtenähnliche Leben wandelten. Von dieſen, die an dem Eingange des Weges ſtehen blieben, und nicht fortgiengen auf der Bahn zur Vollendung; von dieſen darf man nicht

ſagen, daſs ſie die Liebe in ihrer ſchönen Unvergänglichkeit ſchauten. Ein böſer Geiſt, der die Geſtalt der Göttinn annahm, und ſich ihnen bald ohne Larve in ſeiner fürchterlichen Natur zeigte; ein böſer Geiſt raubte ihnen frühe den unvergänglichen Schaz des Lebens, und in ihrem kleinmüthigen Wahne, erklärten ſie nun die unendliche Liebe für ein Geſchöpf des Augenblicks, und für ein Fantom der erhizten Einbildungskraft. — So wenig, als man dieſe zu den Geweihten rechnen darf, eben ſo wenig erhoben ſich diejenigen zur höheren Anſicht der ewigen Liebe, welche in ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus den Gegenſtand ihres Verlangens ſuchten, ihn fanden, oder wenigſtens zu finden glaubten, und ſich nun mit ihm in den Strom der Sinnlichkeit ſtürzten. Wer ſich auf dieſem unſicheren Meere

von jedem Sturme der Leidenſchaft umherwerfen läſst, der verliert bald das leitende Steuer aus der ſchwankenden Hand, und die mächtigen Wellen reiſsen ihn in die Tiefe hinab. Iſt dies nicht die Geſchichte ſo vieler edlen Jünglinge, ſo vieler ſchuldloſen Mädchen? Ihre Seele war ſo rein, ihr Herz ſo liebevoll, ſie ſuchten mit heiſsem Gefühle das ſchöne Ideal aller ihrer Wünſche, und fanden es in dem Geliebten. Aber anſtatt nun die Sehnſucht nach dem Ewigen auszubilden, und ſich mit dem Freunde emporzuſchwingen in die Regionen einer vollendeten Liebe, überlieſsen ſie ſich ganz ihren Sinnen, verzweifelten an dem Unvergänglichen, und erklärten die geiſtige Liebe für die leere Ausgeburt einer fantaſtiſchen Schwärmerey. Unterdeſſen daſs ſie die irdiſche Venus feſt umſchlangen, ent-

floh die himmlische ihrer Umarmung. In den Vorhallen des Tempels blieben sie stehen unter der gemeinen Menge; das Innere öffnete sich nie ihrem entweihten Blicke. —

Nehmen wir nun noch zu diesen, welche die bey weitem gröfsere Zahl der Menschen ausmachen, eine andere Classe, welche die Liebe beständig im Munde führt, ohne sie je im Herzen geahndet, oder ihre mächtige Kraft empfunden zu haben, so bleiben nur sehr wenige übrig, von denen man sagen darf, dafs sie wirklich bis zum Anschauen des Heiligsten vordrangen. —

Für diese Wenigen, die mit edlem Stillschweigen ihre erhabenen Gefühle in ihrer Brust verschliefsen, und keinem

Unheiligen den Eingang in das Innerſte ihrer Seele öffnen; für dieſe Wenigen iſt eigentlich nur die Lucinde geſchrieben, und wir ſehen alſo, daſs das allgemein ſcheinende Intereſſe, auf welches dieſes Buch hinarbeitet, ſich bey einer näheren Beleuchtung in ein beſcheidenes Privat-Intereſſe verwandelt.

Der, welcher die Wolluſt verachtet, und die göttliche Liebe ahndet, der, welcher die bloſse Sinnlichkeit ſchlechterdings verwirft, und mit ewig unbefriedigter Sehnſucht ſich nach einem Höheren, Bleibenden ſehnt, der, welcher in ſeiner Geliebten nicht blos das Weib umarmt, ſondern in ihrer ſchönen Seele den Spiegel des Unvergänglichen erblickt; der allein iſt fähig, die Lucinde richtig zu verſtehen, und in ihr ein

Gemälde der vollendeten Liebe zu finden, welche der Verfaſſer darſtellen wollte. Man muſs in den ſchönen Bund der Liebe aufgenommen, und gleichſam in die eleuſiniſchen Geheimniſſe eingeweiht ſeyn, um ihr Evangelium leſen, und den tiefen Sinn deſſelben faſſen zu können. Für jeden anderen iſt es ein todtes, verſchloſſenes Buch, und was dem Reinen fleckenlos und ohne Tadel erſcheint, wird unrein, und verwerflich durch eine unheilige Berührung. —

Schon bey den alten Egyptiern, Griechen u. ſ. w. machte man, wie du weiſst, in den philoſophiſchen Schulen einen genauen Unterſchied zwiſchen denen, die in den Tempel der Wahrheit eingelaſſen wurden, und denen, die draufſen bleiben muſsten; ich meine den Unterſchied zwi-

ſchen den Exoterikern, und Eſoterikern. Der groſsen Menge trug man nur diejenigen Lehren vor, welche für ihre Faſſungskraft waren, und die ſie auf das Leben anwenden konnten. In der kleinen Gemeinde der ſich durch Vorzüge des Verſtandes, und des Characters Auszeichnenden, wurde aber über alles freï und ohne Hülle geſprochen; hier war man dem Lichte näher, hier drang man mit kühnem Muthe zur Sonne der Wahrheit, weil das geſtärkte Auge des eingeweihten Jüngers ihre hellen Strahlen ertragen konnte. —

Sehr vortheilhaft wäre es, wie ich glaube, geweſen, wenn der Dichter der Lucinde bey der Ausführung ſeines Romans, auf dieſe Verfaſſung beſondere Rückſicht genommen hätte. Mit Recht

wage ich zu hoffen, daſs derſelbe dann nicht ganz in der Geſtalt erſchienen wäre, worinn wir ihn jezt beſizen. Sehr wahrſcheinlich würde der Verfaſſer manches mit einem beſcheidenen Schleier bedeckt haben, was jezt ohne Hülle nackt, und wollüſtig da liegt, und, indem es den lüſternen Jüngling, und das ſinnliche Weib verführeriſch anlockt, beiden ſehr gefährlich wird. Auf jeden Fall hätte er durch dieſes Verfahren viel gewonnen, und nichts verloren. —

Viel gewonnen, weil eine reinere Darſtellung ihm den Beifall des Publicums geſichert haben würde, und ſein Buch keinen zu Ausſchweifungen, und Verirrungen hätte verleiten können, was leider jezt ſehr oft, wie ich im vierten Briefe näher gezeigt habe, geſchehen

mufs. Nichts verloren hätte der Dichter durch eine zarte Verhüllung fo vieler fchaamlofen Bilder, weil fich der, welcher die fchönen Geheimniffe der Liebe kennt, ihre lieblichen Hieroglyphen vollftändig zu deuten weifs. —

Da ich nun die Frage, für welche Menfchen die Lucinde allein ganz verftändlich feyn kann, nach meinem Verfprechen beantwortet habe, fo wirft du mir, (ich darf es deiner Güte zutrauen,) gewifs erlauben, dafs ich meinen langen Brief fchliefse, und mir neue Kräfte für die folgende Unterfuchung fammle. —

Siebenter Brief.

Nach einer ſchönen, mehr als achttägigen Muſse, in der ich mit Sorgfalt und Zuneigung meine einſamen Kunſtbetrachtungen einzig auf die Lucinde richtete, fühle ich mich fähig, dir meine Schuld abzutragen. Wenn es deinem Gedächtniſſe nicht augenblicklich gegenwärtig ſeyn ſollte, in welcher Rückſicht ich dein Schuldner ſeyn könnte, ſo erlaube mir,

dich an den Innhalt meiner vorigen Briefe über diesen Roman zu erinnern. Ich gab dir zuerst eine kurze Uebersicht von der Geschichte, und dem Zusammenhange des ganzen Buches, prüfte dann die verschiedenen Absichten, welche man dem Verfasser als seine Haupttendenz bey dieser Schrift beilegt, und gab dir aus Gründen diejenige an, für welche ich mich erklären zu müssen glaubte. Aus dieser Erklärung entwickelten sich in dem Gange der Untersuchung mancherley Fragen, in wie ferne der Verfasser seine Absicht erreicht habe, wie er nach meiner Meinung, da er das Buch für ein ganzes Publicum bestimmte, dasselbe hätte stellen sollen, und für wen der darin behandelte Stoff eigentlich ganz geniesbar wäre. Ich suchte dir diese Fragen zu beantworten, und wünsche nichts mehr, als daß dir

meine Antworten, und meine Reſultate genugen mögen. Sodann verſprach ich — doch jezt wirſt du dich gewiſs erinnern, was für ein Verſprechen ich dir gethan habe, und wie ich mit vollem Rechte mich an die Erfüllung deſſelben, wie an die Abtragung einer dringenden Schuld mahnen darf Alle vorigen Bemerkungen uber Friedrich Schlegels Roman mögen, (daſs ich das Beſte annehmen will, wirſt du der natürlichen Liebe zu Gute halten, welche jeder Schriftſteller zu ſeinem Werke, und ſollte es auch nur ein unbedeutendes Werkchen ſeyn, hegt;) alle vorigen Bemerkungen mögen noch ſo gut und richtig von dir befunden werden, ſo kannſt du doch ſicher nicht anders, als mich einer unverzeihlichen Nachläſſigkeit, und eines offenbaren Mangels an Vollſtändigkeit zeihen, wenn ich die

Lucinde nun nicht besonders als Kunstwerk betrachte, und sie aus diesem Gesichtspunkte zu würdigen strebe Um also bey meinem Freunde nicht den guten Ruf zu verlieren, in den er mich gütigst zu sezen pflegte, so eile ich schnell an die Beobachtung meiner Pflicht, und suche mich von jeder Anklage so rein wie möglich zu machen. — Die Lucinde soll noch besonders als ein Kunstwerk betrachtet werden. Als ein Kunstwerk? Was mag denn eigentlich damit gesagt seyn, wenn wir irgend ein Product, ein Werk der schönen Kunst nennen, und was muss der Beurtheiler thun, um eine solche Erscheinung richtig zu würdigen? —

Ich muss hier etwas weit ausholen, um meine Frage bestimmt beantworten zu können. —

Was heiſst Natur? Unter dem Begriffe Natur begreifen wir alles das, was in ſich ſelbſt begründet iſt, was nach ewig nothwendigen Geſezen ſich ſelbſt erzeugt, und ſein Daſeyn durch ein in ſich vollendetes Leben in dem Reiche der Erſcheinung ankündigt. Die Natur iſt ein ewiges Bilden, und Geſtalten, ein ewiges Fortgehen von einer Form zur andern, aber jedes ihrer Erzeugniſſe muſste grade ſo ſeyn, wie es iſt. In die von Ewigkeit her immer gleich bildenden Geſeze, kann ſie keinen Eingriff thun. Ihre Werke kommen und gehen, werden und verſchwinden aus der Welt der Erſcheinungen, um ſich in einer anderen Geſtalt aufs Neue darzuſtellen. In der Natur iſt ein ewiges, inneres Leben, ein unaufhörliches Wirken, das nur aus ſich heraustritt, um in ſich

ſelbſt zurückzukehren, aber ſo lebendig ſie auch ſeyn, ſo nothwendig ſie in raſtloſer Thätigkeit ihren ununterbrochenen Gang fortſezen mag, ſo fehlt dieſem mächtigen, ſich ſelbſt bildenden, und gebildeten Körper doch das Auge, mit dem es ſich ſelbſt betrachtet, mit dem es ſich ſelbſt in ſeinen Wirkungen anſchaut, und ſeiner eigenen Thätigkeit zuſieht. Für ſich ſelbſt iſt die Natur tod. Lebendig wird ſie nur für den freien, ewigen Geiſt, der ihren Aeuſſerungen nachſpäht, und ihr inneres, organiſches Leben ſelbſt in ſeiner flüchtigſten Erſcheinung haſcht. Der Vernünftige, der Menſch ſieht die Natur, ſie ſelbſt ſieht ſich nicht. Der freie Geiſt findet die unabänderlichen Geſeze auf, nach denen ſie handeln muſs, ſie handelt nach ihnen. In ihr iſt keine Willkühr, ſondern un-

erlaſsliche Nothwendigkeit; die Freiheit, ſich ſelbſt Geſeze zu ertheilen, iſt nur das Erbtheil der Vernunft, der Natur ſind ſie ertheilt. Nie iſt ſie im Streite mit ſich ſelbſt, ſondern ſie geht ruhig ihre Bahn; ſie ſchafft, was ſie muſs, und folgt der Nothwendigkeit, weil ſie nicht anders kann. Der Menſch kämpft dagegen mit ſich ſelbſt; unruhig durchſtürmt er das Leben, mit freier Hand greift er ein in die Natur, und hält das ewige Uhrwerk auf in ſeinem Gange. Er bildet, was er will, und gehorcht ſeinem inneren Geſeze, nicht aus Zwang, ſondern durch eigenen Entſchluſs. —

Ich glaube, daſs dir durch dieſe Entgegenſezung der Begriff der Natur deutlich geworden iſt, ſo wie ich mir ihn

selbst mehr und mehr verdeutlichte. Was nach ewig nothwendigen Gesetzen ist, heisst Natur. — Doch wir bleiben nicht blos bey den äusseren Erscheinungen, welche die Sinne treffen, z. B. unserem Körper, der Erde u. s. w. mit unserer Benennung stehen, sondern wir tragen sie auch auf einen Theil der inneren, geistigen Welt über. — Gewiss vermuthest du schon, worauf ich hier hindeute, und zugleich muss es dir bey dieser Vermuthung klar werden, warum ich von der Bestimmung des Begriffes der Natur ausgieng, um den Begriff der Kunst zu bestimmen. — Man pflegt nämlich die Bewegungen des menschlichen Gemüths, alle seine Gefühle, Empfindungen, Leidenschaften, natürliche Bewegungen zu nennen. Wer sich von diesen leiten lässet, der handelt nach

seinen natürlichen Trieben. Er macht nicht, wie er soll, von seinem freien Willen Gebrauch, um sich für sie zu erklären, wenn sie dem inneren Gebote gemäfs sind, und sich gegen sie zu bestimmen, wenn sie mit dem Gesetze der Pflicht streiten. — Doch diese letzte Bestimmung gehört eigentlich nicht hieher, sondern nur das, dafs man die freien, ungezügelten Aeufserungen des menschlichen Gemüths, natürliche Aeufserungen nennt, weil sie nach einem gewissen, bey allen Menschen gleichem Gesetze erscheinen; mit einem Worte: alles Psychologische wird in den Begriff der Natur überhaupt mit eingefalst. —

Wer nun mit freiem, lebendigem Geiste irgend eine Erscheinung der Natur

aufgreift, und sie dem Vernünftigen, als einen Abdruck dieser Erscheinung aufstellt, der bildet ein Kunstwerk. Wer die Handlungsweise des Menschen mit allen ihren Bewegungsgründen, und Absichten in irgend einem Falle schildert, wer gleichsam diese Form des Gemüthes abgießt, der giebt ein Gemälde des Herzens, der giebt eine kunstvolle Abbildung des Originals der Natur. Wer den Körper irgend einer von der Natur gebildeten Gestalt nachbildet, der ist ein Künstler. — Die Kunst überhaupt ist also fürs erste ein Nachmachen der Natur im umfassenden Sinne des Worts, die Naturproducte sind die Originale, von denen die Kunstwerke, als Copien abgenommen sind. Aus dieser Bestimmung ergiebt sich sogleich, daß ein Product der Kunst nicht wie das Werk der Natur sich

aus sich selbst erzeugt. Dass es nicht grade so seyn mussete, wie es ist, und dass es nicht überhaupt seyn mussete, wie das Werk der Natur, wo das Ganze die Theile, und der Theil das Ganze bestimmt, sondern dass das Kunstproduct allemal ein vernünftiges Wesen verräth, das es grade so bildete, wie es gebildet ist. Es ward nicht, wie es werden, und weil es werden wollte, sondern der freie Geist entschloss sich zu diesem Gebilde nach diesen oder jenen Gesezen. Das Kunstwerk ist nicht durch sich selbst, sondern es ist das Werk eines andern; das Kunstproduct zeigt nicht seine eigne Thätigkeit, sondern die Thätigkeit eines denkenden Wesens ist durch dasselbe ausgedrückt. — , Aber darf der Denkende nun regellos bilden, was ihm einfällt? darf er sich der zügellosen Schwär-

merey ſeiner Einbildungskraft überlaſſen, und jedes Geſchöpf derſelben realiſiren, wenn er ein wahres Kunſtwerk ſchaffen will? — "

Was für einen Gegenſtand der Künſtler darſtellen, welche Aeuſſerung der Natur er aufgreifen ſoll, darinn iſt er frei und ungebunden, aber daſs er treu die Natur darſtelle, daſs er die Copie dem Originale ſo ähnlich, wie möglich mache, dies iſt ſein höchſtes, unverbrüchliches Geſez, dies muſs er ſich zur erſten Richtſchnur dienen laſſen. Die Kunſt iſt alſo nicht blos ein Nachmachen, ſondern ein treues Nachmachen der Natur, das Kunſtwerk iſt nicht blos ein Abdruck, ſondern ein treuer Abdruck des Gegenſtandes, den er darſtellen ſoll.

Auf dieſe Weiſe, wie ich dir eben den Begriff der Kunſt abgeleitet habe, beſtimmte man ſonſt jede Art der Kunſt, oder eigentlich, jede Art der künſtlichen Thätigkeit. Man darf aber durchaus nicht die Kunſt mit der ſchönen Kunſt verwechſeln, denn was von der erſten gilt, gilt zwar auch von der zweiten, aber in dem Begriffe der ſchönen Kunſt liegt noch weit mehr, als in dem Begriffe der Kunſt überhaupt. Und wenn man jezt von Kunſtwerken redet, ſo werden immer Werke der ſchönen Kunſt verſtanden, von denen man mit Achtung und Begeiſterung ſpricht, da hingegen das bloſſe Nachahmen der Natur, als der rohſte Anfang des in dem Menſchen erwachenden Kunſtſinnes, gänzlich aus der Acht gelaſſen wird. —

Ehe ich alſo weiter fortgehen darf, muſs ich dir mein Glaubensbekenntniſs von dem, was ich mir unter ſchöne Kunſt denke, und was die ſchöne Kunſt eigentlich ſeyn ſoll, ablegen, —

Der menſchliche Geiſt ſucht das Vollkommene, unaufhörlich ſchwebt in jeder Sache, die er ausführen will, in jeder Thätigkeit, die er vornimmt, ein Ideal vor ſeiner Seele. Die Idee des Höchſten leitet ihn bey allem ſeinem verſchiedenem Thun und Treiben: ſo giebt es ein Ideal der Tugend, ein Ideal der Kunſt, ein Ideal der Wiſſenſchaft u. ſ. w. Dieſes Ideal, was dem Menſchen vorſchwebt, wird nun immer nach der Stufe ſeiner Ausbildung, nach dem Maaſſtabe ſeiner Kraft, nach dem Faſſungsvermögen ſeines individuellen Geiſtes be-

ſtimmt. Steht er hoch, ſo hat er ein hohes, über alle Wirklichkeit erhabenes Ideal, ſteht er niedrig, ſo iſt das Ziel ſeines Strebens oft nur die ſchöne Wirklichkeit, welche der höher-Stehende ſchon erreichte. Mit unſeren Kräften wachſen unſere Ideale, mit der Erweiterung unſeres Blickes umfaſſen wir ein erweitertes Gebiet des Wirkens. Je weiter wir die Vollendung unſerer Thaten in die Zukunft hinausſetzen, deſto gewiſſer wird uns die Zukunft, je mehr wir für die Unſterblichkeit arbeiten, deſto ſicherer wird ſie unſer! Durch uns ſelbſt werden wir alles, was wir ſind, und was wir ſeyn wollen. Der menſchliche Geiſt trägt ſich, und ſeine Ideen auf alles, was nicht Er iſt, über. —

Eben ſo geht es ihm auch mit der

Natur. So wie er nicht vollendet iſt, ſondern nach Vollendung ſtrebt, ſo ſoll die Natur auch nicht ihre Bildungen vollendet haben, ſondern durch immer neue Bildungen gleichſam das Ideal erreichen wollen, das ihr vorſchwebt. Dieſes Ideal der Natur, worauf ſie hindeutet, dieſe Vollendung, wonach ſie ſtrebt, iſt der Gegenſtand der ſchönen Kunſt. Analog der Natur wird dieſes höhere ausgebildet; die ſchöne Kunſt ſoll ausführen, was die Natur angab, ſie ſoll das Gemälde ausmalen, von dem die Natur uns die erſten Umriſſe ſchenkte. Aber die ſchöne Kunſt muſs zu ihrem Gegenſtande nicht die niedrige, gemeine Natur wählen, ſondern das Höchſte, Edelſte aus ihren Bildungen aufgreifen, weil ſie nur in dieſem Falle, durch die heilige Begeiſterung gehoben, das Ideal, die Vollendung der Natur dar-

ſtellen kann. Die Natur nähert ſich freilich in einer unendlichen Progreſſion ihrem Ideale, aber ſo wie die Kunſt überhaupt, nur der Natur nachbildet, ſo ſoll die ſchöne Kunſt der Natur vorbilden, ſie ſoll, weil der freie Geiſt in ſie eingreift, gleichſam in der Idee, und durch die Idee der Vernunft eher da ſeyn, als in der Wirklichkeit. Die ſchöne Kunſt ſoll die Vollendung der Natur in jedem einzelnen, aus ihr herausgegriffenen Falle, analog der daſeienden Natur bilden. Sie iſt das dargeſtellte Ideal, was der Natur in ihren Bildungen vorſchwebt. Die Regel der Natur darf in der ſchönen Kunſt nicht verlezt werden, die ſchöne Kunſt muſs das Natürliche treu, aber gewiſſermaſſen in einer höheren Potenz darſtellen. Mit einem Worte: ein Werk der ſchönen

Kunſt ſoll treue Darſtellung der Natur in ihrer höchſten Potenz, das heiſst in einer idealiſchen Form ſeyn. Schön iſt, wie natürlich hieraus folgt, alſo alles das, was uns nach Regeln der Natur, ihr Ideal aufſtellt, was uns die Vollendung zeigt, welche in der Natur ſelbſt nicht angetroffen wird. Wenden wir dies einmal auf die, aus dem Alterthume übrig gebliebenen Werke an, ſo wird uns ein deutliches Licht über ſie ſtrahlen. Wenn wir ſie mit dieſer Idee beleuchten, ſo wiſſen wir, was wir in ihnen zu ſuchen haben; wenn man ſie ſchön findet, ſo wiſſen wir, warum ſie ſchön gefunden werden. Das Original zu einem Apoll von Belvedere, das Original zu einer mediciäiſchen Venus gab es nie in der Natur, aber der Künſt-

ler dachte sich ihr Ideal, und formte sie nach diesem. — — *)

Ich glaube, dafs du jezt mit mir darüber einig seyn wirst, was man, um einen vernünftigen Sinn damit zu verbinden, allein unter einem Werke der schönen Kunst verstehen kann. Auch wird es nun sehr bald einleuchtend, was der Beurtheiler eines solchen Werkes thun muls, um dall ihe richtig zu würdigen. Der Begriff des schönen Kunstwerks überhaupt mufs seine Norm seyn, und an diese Norm mufs er das gegebene einzelne Product halten, und unpartheiisch vergleichen, ob der Bildner das geleistet hat, was man nach dieser von ihm ver-

*) Aehnliche Ideen über diesen Punct finden sich in Engels Philosoph für die Welt 3ter Theil. S. 44—47.

langen muſs. Er muſs alſo unterſuchen, ob er die dem Gegenſtande zum Grunde liegende Natur dargeſtellt, ob er ſie treu dargeſtellt, und ob er ſie in ihrer idealiſchen Form dargeſtellt habe. Und darf er dies alles gewiſſenhaft bejahen, ſo hat der Künſtler ein vollendetes, unſterbliches Werk geliefert. Muſs er aber hie und da manches als fehlerhaft angeben, ſo wird nach dem Grade des Nicht-Beobachtens der Kunſtfoderung, der relaiſe Werth dieſes Verſuchs beſtimmt. Aus der Norm, welche ich ſo eben als Grundriegel der Beurtheilung angegeben habe, ergiebt ſich zugleich, in wieferne auf dem Gebiete der ſchönen Kunſt nicht von Recht und Gerechtigkeit, nicht von Moralität oder Immoralität, nicht von der Schicklichkeit und Unſchicklichkeit

eines Kunſtproducts die Rede ſeyn könne. Es iſt gar keine Frage, ob ein Kunſtwerk moraliſch ſey, und es zeigt von der Kindheit der Kunſt, wenn man bey einem Gedichte, oder einem Romane nach der moraliſchen Tendenz fragte, und darnach den Werth oder Unwerth deſſelben angab. In der Beurtheilung eines Kunſtwerks, als Kunſtwerks, muſs blos gefragt werden, ob es in einer idealiſchen Form die Natur treu darſtellt; jeder andere Geſichtspunct, aus dem man es betrachtet, iſt nicht der Geſichtspunct, aus dem die ſchöne Kunſt betrachtet werden ſoll. Wenn der Gegenſtand der ſchönen Kunſt eine indecente Stellung ausdrücken könnte, und ſie wäre nur ſchön, ſo brauchte der Künſtler ſich daran nicht zu kehren, und der Vernünftige würde ihm als Künſtler deswegen keinen Vor-

wurf machen. Wenn Tizian uns ſeine Venus in ihrer edlen Nacktheit malt, ſo wird jeder in dieſen ſchönen, vollen Formen, in dieſem reizenden Buſen, in dieſer anlockend-wollüſtigen Lage des herrlichen Weibes, ein Meiſterſtück des ſchönen Künſtlers erkennen. Daſs man dieſe Geſtalt indecent findet, und daſs das ſittſame Weib den Blick erröthend von der Venus wegwendet, dies iſt ſehr natürlich nach der Bildung unſerer Frauen, aber deswegen bleibt die Venus nichts deſto weniger ſchön. Ein Weib, das nichts vom Schicklichen wüſste, würde mit reinem Intereſſe die ſchöne Geſtalt betrachten, ſie würde ſich im Anſchauen derſelben verlieren, und nur die Vollendung der Natur in dem göttlichen Gemälde bewundern. Um eine ſchöne Natur darzuſtellen, muſs alles

frei, und entblöſst von dem neidiſchen Schleier ſeyn, der das Schöne verhüllt. — Die Kleidung iſt eine Ausgeburt der Convenienz, das alles bedeckende Gewand iſt das Zeugniſs von einer ſittenverderbenden Cultur, wo der Menſch die Natur verlaſſen, und die Unſchuld ſeiner Sitten verloren hat. Hier glaubt jeder zu viel zu vergeben, hier glaubt jeder zu viel zu zeigen, wenn er ſich ganz ſo darſtellt, wie die Natur ihn ſchuf. — Würde der Maler ein Gemälde aufſtellen, das ſehr indecent wäre, und nicht ſchön ſo würde man es nicht wegen ſeiner Unſchicklichkeit, ſondern wegen ſeiner Nicht-Schönheit verwerfen. Wäre es aber ganz nach den Regeln der Decenz gebildet, und es fehlte ihm die Schönheit, ſo würde auch dieſes nicht vor dem Richterſtuhle der Kunſtkritik beſtehen, weil ſie nicht

nach der Decenz, ſondern nach der Schönheit eines Werks fragt. Eben ſo geht es mit dem Moraliſchen, das auf dem Felde der Kunſt gar keine Stimme hat. Wenn z. B. Mortimer in dem Trauerſpiele Maria Stuart von Schiller, ſeine Königinn mit der höchſten Leidenſchaft liebt, und aller Ehrfurcht, aller Pflicht gegen ſie vergeſſend, ſie mitten in ihrem höchſten Leiden, durch ihre leidende Geſtalt gereizt, mit brennender Liebesglut umſchlingen will, ſo iſt dies keinesweges moraliſch zu nennen, aber nach dem Moraliſchen der That iſt in dem Kunſtwerke auch nicht zu fragen, ſondern nur, ob ſie ſchön iſt, und dies wird doch wol keiner in Abrede ſeyn können. Denn das ſanfte Sträuben der erhabenen Königinn im Contraſt mit der leidenſchaftlichen Liebe des Jünglings,

der alle Feſſeln der Verhältniſſe durchbricht, und in ihr nur das reizende, geliebte Weib erblickt, welches er ſich mit der höchſten Lebens-Gefahr erringen will, dieſe beiden Menſchen ſo zuſammengeſtellt, bilden doch wol eine ſchöne Gruppe?

Aus dieſem Wenigen, was ich dir über den Begriff eines Kunſtwerks, und über die Art der Beurtheilung deſſelben andeutete, wirſt du leicht einſehen, wie ich dies nun auf Schlegels Lucinde anwenden werde. Ich werde nämlich unterſuchen, ob man dieſes Werk ein Kunſtwerk nennen dürfe, ob es die Foderungen eines ſolchen erfülle, ob es hie und da überhaupt nicht gerechtfertigt werden könne, oder

wie es gegen die Angriffe der nicht richtig urtheilenden Gegner gerechtfertigt werden müsse. —

Achter Brief.

Dafs die Lucinde ein Werk der ſchönen Kunſt ſey, wirſt du mir ſehr bald zugeben, wenn ich dir die dem Buche zum Grunde liegende Idee wieder vorhalte, und auf die Darſtellung des Ganzen aufmerkſam mache. Schlegel iſt aber in ſeinem Romane kein bildender Künſtler, der uns in ſchönen Formen und Umriſſen das Bild, wie die plaſtiſche Na-

tur es ſich dachte, aufſtellt, ſondern er iſt ein darſtellender Künſtler, der uns durch Schilderungen, und Scenen mit der inneren, geiſtigen Natur bekannt macht. Er greift aus dem menſchlichen Gemüthe irgend eine ihrer natürlichen Aeuſſerungen auf, beobachtet den Gang derſelben, und ſucht uns dieſe in einem anſchaulichen, progreſſiven Gemälde darzuſtellen. Die Liebe, (die nach gewiſſen pſychologiſchen Geſezen entſteht, und fortſchreitet) iſt ſein groſser Vorwurf, dieſe will er in ſeinem Buche, der Natur nachmachen, er will treu darſtellen, wie ſie ſich von einer Stufe ihrer Ausbildung zu der andern hebt, wie ſie bey der rohen Sinnlichkeit anfängt, und am Ende bey der reinen Geiſtigkeit aufhört, wie ſie in den Genuſs ſich ſtürzt, um das Ewige zu umſchlingen, aber in dem Vergänglichen

das Unvergängliche nicht findend, auf dem unſicheren Meere der Sinnlichkeit ein ſicheres Steuer, alſo nicht den vorübergehenden Trieb des Körpers, ſondern die ewige Sehnſucht des Geiſtes erfaſst, um anzulangen in den Hafen der Vollendung. Die Liebe greift er mit der freien Hand der Kunſt aus der Natur, und hält ſie gleichſam in ihren Wirkungen ſo lange auf, bis er ſeinen beobachtenden Blick geſchärft, und die Sehkraft ſeines Geiſtes auf dieſen einzigen Punct gerichtet hat. Jezt läſst er das angehaltene Rad wieder frei in ſeinem Laufe, und ſo wie es irgend einen Krais der Bildung beſchreibt, nimmt er mit dem Pinſel der Kunſt jede Beſchreibung ab. Das liebende Herz will er unverkennbar ſchildern, ein Werk der Kunſt will er ſchaffen, das ſein Daſeyn nur ihm verdankt, das an

und für ſich tod daſtehend, nur dann belebt, und in ſich vollendet ſcheint, wenn man den vernünftigen Geiſt in daſſelbe hineinträgt, und genau beobachtet, daſs jedes einzelne Glied des ganzen Körpers, den tiefen Plan eines denkenden Weſens verräth. Sein Werk der Kunſt ſoll den unverkennbaren Stempel der Freiheit an ſich tragen, denn dadurch allein wird es zum Kunſtproducte, ſo wie das Natürliche uns nur dann als Natur erſcheint, wenn das Nothwendige aus jedem einzelnen Theile hervorleuchtet. — Aber hiebey darf ich nicht ſtehen bleiben, denn der Dichter der Lucinde wollte nicht blos ein Werk der Kunſt, ſondern ein Werk der ſchönen Kunſt aufſtellen. Seine Liebenden durften alſo nicht gewöhnliche Menſchen ſeyn, welche nicht höher ſteigen, als die Natur ſie empor-

treibt, ſondern ſie muſsten in idealiſchen Formen erſcheinen, muſsten gleichſam der Natur **vorgreifen**, und das durch die freie Thätigkeit des Geiſtes in ſich vereinen, was die Natur, an dem Ziele ihrer unendlichen Vollendung ſeyn wird. Nach dem *Geſetze der Schönheit* muſsten ſeine Liebenden, als idealiſche Menſchen vor uns daſtehen, welche die höchſte Stufe der Bildung erreicht haben, und nun durch freien Entſchluſs in das ſchöne Arcadien zurückkehren, in das die erſten Sterblichen durch die blinde Nothwendigkeit verſezt waren. In ſeiner ſchönen Darſtellung, welche über die beſchränkte Wirklichkeit hinausfliegt, muſste uns aus jeder Aeuſſerung der liebenden Herzen, nicht blos das **Natürliche**, ſondern auch das **Idealiſche** anſprechen. — Daſs Schlegel **dies** wirklich erreichen

wollte, kann uns nicht einen Augenblick zweifelhaft bleiben, wenn wir ſeinen Roman als Kunſtwerk betrachten. Denn wenn wir ihn mit dieſem Auge anſehen, ſo wird alles Dunkle, und Myſtiſche klar und deutlich, wir begreifen, warum ſeine Liebenden ſo handeln, wie ſie handeln, warum ſie ſo empfinden, wie ſie uns geſchildert werden. Indem wir alles auf die Norm des Schönen beziehen, was wir als Kunſtbeurtheiler ſchuldig ſind, tritt manche ſeiner Aeuſſerungen in ihre vollen Rechte ein, welche wir, aus dem Geſichtspuncte des Schicklichen betrachtet, ſchlechterdings verwerfen müſſen. — Doch ich will mir ſelbſt nicht vorgreifen, ſondern ehe ich zur ſorgfältigen Prüfung übergehe, ob Schlegel denn wirklich ein vollendetes Werk der ſchönen Kunſt geliefert habe, erlaube mir mein

lieber Ferdinand, ihm einige Ideen mitzutheilen, welche mir bey dem Nachdenken über den Begriff eines ſchönen Kunſtwerkes einkamen. —

Ich fragte mich nämlich bey der nothwendigen Foderung, daſs der Künſtler über die Wirklichkeit wegfliegen, und das Ideal darſtellen muſs, worinn wol die auszeichnende Eigenſchaft des poetiſchen Genius eigentlich beſtehen möge? Und da ich weiſs, daſs dich ſolche Begriffe intereſſiren, ſo war mein Entſchluſs bald gefaſst, den Faden der Unterſuchung auf eine kurze Zeit abzubrechen, und mit dir in einem weniger ermüdenden Gebiete, als das Fach des ſtrengen Nachdenkens iſt, umherzuſchwärmen. Auch darf ich dir nicht einmal zumuthen, daſs du deinen Geiſt, um mich zu verſtehn,

unaufhörlich an eine ſtreng fortlaufende Ideen-Reihe feſſelſt, weil du mit Recht in dieſen freundſchaftlichen Briefen nicht eine ſchwere, ermüdende, ſondern eine leichte, angenehme Lectüre erwarteſt. Um alſo deine Aufmerkſamkeit nicht gar zu ſehr auf die Folter zu ſpannen, erhältſt du hier etwas über die Natur des Dichters, als ein kleines, freundliches Zwiſchenſpiel. —

Nur derjenige darf Dichter genannt werden, der in der Natur, nicht blos die Natur erblickt, ſondern mit ſeinem Geiſte aus ihr das Ideal, was ihr bey ihren Bildungen vorſchwebt, herausnimmt, und dieſes Göttliche der reinen Natur in ſeinen ſchönen Dichtungen darſtellt. Wer, in dem Schooſse der Cultur

gebohren, frühe gewöhnt wird, das, was da iſt, zu betrachten, wer an der Wirklichkeit klebt, und in ihr nicht das edle, hohe Bild erkennt, was ſie darſtellen wollte, dem fehlt der poetiſche Genius, welcher nie auf der Erde wandelt, ſondern überall, wo der Fuſs mit leichter Berührung hintritt, ſich idealiſche Sfären erſchafft. Der cultivirte Menſch kann, durch erhabene Erſcheinungen gereizt, durch edle Leidenſchaften gehoben, ſich mit Begeiſterung emporſchwingen, er kann durch freie, aus ihm ſelbſt erzeugte Kraft ſich losreiſsen von dem Staube, und auffliegen in die himmliſchen Regionen, er kann in dieſem heiligen Enthuſiasmus hohe Werke bilden, welche das Gepräge der Vollendung an ſich tragen, aber demohngeachtet wird allen ſeinen Producten der Stempel des göttlichen Genius

fehlen, der sich nicht erst zu der höheren Ansicht der Natur erhebt, sondern mit dieser erhabnen Ansicht ins Leben tritt. Die Götter flößen den Genius ein, der Mensch kann ihn nicht erzeugen; der wahre Dichter wird gebohren, nicht gemacht durch Mühe und Fleiß!

Aus diesem Grunde glaube ich, daß die Alten, besonders die Griechen, uns ewig als unerreichbare Muster vorschweben werden, weil sie schon mit dem ersten Erwachen des Lebens die Natur mit idealischem Auge betrachteten, weil, (wie Stolberg in seiner Ode an Homer vortreflich sagt) der kaum gebohrne Knabe mit seinen kleinen Händen schon nach der Sonne griff. — Unter dem griechischen Himmelsstriche lächelte die Natur rein und mild, alles athmete

höchſte Blüthe, ihr Anhauch gab das Göttliche ein, aus jedem Baume, aus jeder Quelle ſprachen Götter zu den Sterblichen, und ſangen ewige Lieder in ihre Bruſt. Vom Himmel kam das Schöne, das als Ideal vor uns ſteht, die Umgebung, die Geburt ſchuf den unſterblichen Sänger.

Jezt, da die Bildung des Geiſtes die Natur verdrängt hat, da ihre freien Erzeugniſſe nicht mehr gedeihen können in der verwilderten Zone, jezt, da durch ſo viele Generationen der eigentliche Genius verloren gieng, jezt ſtehen nur ſelten himmliſche Erſcheinungen auf, die nie in der Wirklichkeit, ſondern ewig im Ideale lebten, die nie Menſchen, ſondern nur Dichter waren. —

Fast alles ist bey uns erzwungen, fast alles ist Menschenwerk, das freie Geschenk des Himmels ist nicht zu finden, das Göttliche wird nur selten geahndet. Doch es wird noch geahndet, es glüht noch in Einzelnen der unsterbliche Funke. Wenigen blieb noch der Genius der idealischen Natur, und diese Wenigen bilden ewige Wunder der erhabnen Kunst. — Aber steige einmal betrachtend herab in ihren Geist, und du wirst finden, dass sie nur unter unaufhörlicher Sehnsucht nach der Vergangenheit, unter dem heissen Verlangen nach dem schönen Arcadien ihre Werke erzeugen. Der Dichter mögte die Welt ausser sich finden, welche in seinem Innern lebt, er mögte die Vollendung sehen, welche er fühlt. — Wenn es ihm nun deutlich wird, dass die

Ideale ſeiner Bruſt aus der Welt verſchwunden ſind, daſs das Schöne nicht mehr da iſt, ſo klagt er mit Wehmuth über den Verluſt, und haucht in ewige Geſänge ſeine ewige Sehnſucht aus. In den Werken dieſer Geiſter lebt das Idealiſche fort, hier knüpft ſich die Zukunft an die Vergangenheit an. Wie es einſt war, wird es einſt ſeyn! Wenn der Sterbliche ſeine Bildung vollendet hat, wird er heimgehen in den Schooſs der Natur, aus dem er liebend entſprang. „Wir beide werden noch einſt in einem „Geiſte anſchauen, daſs wir Blüthen ei„ner Pflanze, oder Blätter einer Blume „ſind, und mit Lächeln werden wir dann „wiſſen, daſs, was wir jezt nur Hoff„nung nennen, eigentlich Erinne„rung war.“ (Siehe Schlegels Lucinde S. 25.)

Du, mein Ferdinand! wirſt dir dieſe Schwärmerey über die Natur des Dichters richtig deuten, denn du durchſchauſt die Seele deines Freundes. Nach dieſem ſüſſen Ausruhen in den Armen der wohlthätigen Fantaſie, will ich nun wieder eintreten in das Reich des Denkens, und den abgebrochenen Faden der Entwicklung über Schlegels Lucinde aufs neue anknüpfen.

Neunter Brief

Hat Schlegel wirklich ein Werk der ſchönen Kunſt geliefert, oder was in dieſem Falle daſſelbe ſagt: hat er die Liebe treu nach der Natur in einer idealiſchen Form dargeſtellt? Um dieſe Frage erſchöpfend beantworten zu können, müſſen wir erſtens prüfen, ob er die Liebe treu nach der Natur

geſchildert; oder, was hier gleichbedeutend iſt, ob er den richtigen pſychologiſchen Gang, den die Liebe nimmt, aufgezeigt hat, und dann müſſen wir zweitens ſorgfältig unterſuchen, ob er ſeine Liebenden mit idealiſchen Formen umgiebt, oder, was hier daſſelbe bezeichnet, ob alle die Lagen, in denen er ſie uns aufſtellt, und die verſchiedenen Gruppen, welche ſie bilden, mit Recht ſchön genannt werden dürfen?

Zuerſt alſo: hat Schlegel in ſeiner Darſtellung der Liebe den richtigen pſychologiſchen Gang, den ſie nimmt, angegeben? Ich halte mich bey dieſer Prüfung beſonders an den Abſchnitt: Lehrjahre der Männlichkeit überſchrieben, weil man aus dieſem den gan-

zen Character des liebenden Iulius, die Entſtehung, und Entwickelung der Liebe in ſeiner Bruſt nach ihrer ſtufenweiſen Ausbildung, ſo wie auch den Character der Lucinde, ihre Talente, ihre Eigenheiten u. ſ. w., ſo viel uns nämlich von ihr in dieſem Theile bekannt wird, kennen lernt. *) Allein, wenn ich beſondere auf dieſen Abſchnitt Rückſicht nehme, ſo werde ich alle übrige Darſtellungen doch nicht ganz, und vorzüglich da nicht überſehen, wo ſie zur Characteriſtik der geſchilderten Perſonen dienen, und, indem ſie auszeichnende Merkmale der Liebe angeben, uns in die

*) Sehr wahrſcheinlich wird der zweite Theil eine nähere Geſchichte der Lucinde uns geben, wodurch wir einſehen lernen, auf welche Weiſe ſie ſo ward, wie der Dichter ſie vor uns auftreten läſet.

tiefer liegende Natur derſelben einführen. —

Das Pſychologiſche im Menſchen, die ſogenannte Pſyche (Seele) iſt ſeine innere Natur, und begreift alſo in ſich alle ſeine Aeuſſerungen, Bewegungen, Aufwallungen, und Leidenſchaften. Sie iſt der jedesmalige Zuſtand des Subjects, in wieferne er ſich durch das Gefühl im beſtimmten Zuſammenhange ankündigt. Dieſe Pſyche wirkt nach einer gewiſſen, ihr inwohnenden Regel, von der es, eben weil ſie Regel der Natur, und kein Geſez der Vernunft iſt, wol hie und da Ausnahmen und Abweichungen geben kann, aber im Ganzen iſt das, was ſich auf das Pſychologiſche bezieht, doch in jedem Menſchen gleich Die Pſyche, als ſolche, iſt kein

Geſchöpf der geiſtigen Freiheit des Vernunftweſens, ſondern ſie iſt die innere Natur des Menſchen, im Gegenſatze mit ſeiner äuſſeren, phyſiſchen. Das Pſychologiſche iſt gleichſam der Stoff, den die Vernunft zu bearbeiten hat, es iſt die Materie, welche von der Vernunft geformt wird. Der Menſch, welcher blos pſychologiſch handelt, handelt eigentlich nicht, ſondern er wird von ſeinen Neigungen, Begierden und Leidenſchaften getrieben. Ueber dieſen Trieb ſoll die Vernunft die Herrſchaft ausüben, ſie ſoll ihn nach ihren Geſetzen ordnen, ſoll den Menſchen losmachen von der Sclaverey ſeines Triebes, und ihn erheben zu einem freien Weſen, dem ſein eigener Wille Geſez iſt. Aus dieſer Entgegenſezung wird ſogleich klar, daſs, wenn

von dem Pſychologiſchen die Rede iſt, der Menſch hier als ein Weſen gedacht wird, das nach dem Gange ſeiner inneren Natur wird, was es iſt, das ſich gleichſam leidend verhält bey den Auffoderungen des Triebes, und deſſen Einwirkungen gehorſam folgt. Auf dieſem Felde wird durchaus nicht nach dem ſchöpferiſchen Willen des freien Geiſtes gefragt, der durch freie Selbſtbeſtimmung das aus ſich macht, was er iſt; hier wird durchaus nicht an das Geſez der Moral gedacht, was der Vernünftige ſich bey ſeinem urſprünglichen Handeln als unverbrüchliches Geſez giebt, und geben muſs, weil er allein durch die Anerkennung dieſes Geſezes erſt wirklich ein freies, vernünftiges Weſen wird, ſondern in dem Kraiſe, wo die Pſyche herrſcht, iſt das Höhere im Menſchen

leidend, und giebt sich blos den Trieben hin, welche aus ihrer Natur hervorgehen. Das eigentliche Selbst reflectirt nicht auf seinen Zustand, sondern es fühlt nur. —

Wer also den psychologischen Gang irgend einer Bewegung des menschlichen Gemüths, oder irgend einer Leidenschaft darstellen will, der muss sich mit der inneren geistigen Natur des Menschen genau bekannt, und in seinen Schilderungen derselben besonders deutlich machen, wie der Mensch sich diesen Trieben überlässt, wie die Triebe zum Theil reizen, zum Theil mit sich fortreissen, und wie der Mensch ihnen widersteht, oder sich ihnen hingiebt. Der Künstler, welcher nur eine treue Copie dieser psychologischen Natur auf-

ſtellen will, muſs ſich hier beſtändig nach dem richten, was Regel in dem pſychologiſchen Gange iſt, wie es gewöhnlich mit dem Menſchen zu gehen pflegt, er darf nicht excentriſche Seelen darſtellen, die dieſen Krais durchbrechen, oder in denen das Pſychologiſche eine andere Richtung nahm, denn das Kunſtwerk ſoll eine gewiſſe Norm für alle mögliche in der Natur vorkommende Fälle dieſer Art enthalten, er darf alſo nicht eine Schilderung machen, der nur ein partikulärer, beſonderer Fall in der Natur entſpricht, ſondern er muſs in ſeiner Darſtellung das ausdrücken, was in allen einzelnen, noch ſo ſehr verſchiedenen Fällen das Allgemeine, allen zum Grunde liegende bleibt. — Dies zur Vorerinnerung, und nun mit wenigen Hauptzügen Schlegels Schilde-

rung von dem Character des Julius, von der Entstehung, Entwicklung und Ausbildung der Liebe in ihm, wo ich dann gelegentlich einige Bemerkungen einstreuen werde. —

Julius ist ein feuriger, heftiger Jüngling, der alles mit der ganzen Kraft seiner Jugend unternimmt, aber auch eben so bald in seinem Feuer erkaltet, und höchst gleichgültig gegen das wird, was er ehemals mit heisser Glut umfaßte. Bald will er einen Gegenstand mit der verzehrenden Flamme seines Innern zerstören, den er bald darauf mit hoher Leidenschaft, wie das Mark den Körper, zu durchdringen und zu beleben strebt. In seinem Busen glüht eine ewige Sehnsucht nach einem geliebten Wesen, dem er ganz angehören mögte, und das ihm

ganz angehören ſollte. Unſtät ſchweift er mit dieſer Glut in der Welt umher, und da er keine Geliebte findet, wird er ſinnlich aus Verzweiflung am Geiſtigen.

(Anmerkung. Dies hat der Dichter der Lucinde nur mit einem Worte S. 125. angedeutet; wir erfahren aber gar nicht, wie Julius am Geiſtigen verzweifeln konnte, was ihn dazu berechtigte, es werden uns keine Verbindungen geſchildert, in denen er um eine geiſtige, ſogenannte platoniſche Liebe ſich bemühte, aber ſchrecklich getäuſcht ward. Dies iſt, wie mich dünkt, eine bedeutende Lücke in der Characteriſtik des Jünglings, denn wir ſollen ihm doch nach Schlegels Abſicht ſehr viel Hohes und Großes zu-

trauen, aber wie können, wie dürfen wir das mit Recht, wenn wir zwar von dem Verfaſſer hören: er ward ſinnlich aus Verzweiflung am Geiſtigen, aber nicht ſehen, wie er es ward, wie er es werden muſste? Alle unſere Achtung gegen ihn verſchwindet, wenn wir ihn blos in ſinnliche Genüſſe verſunken ſehn, und wir können gar nicht glauben, daſs ein ſolcher in dieſem Abgrunde der Lüſte, noch einen ſolchen Schwung des Geiſtes behalten werde, als der Verfaſſer ihm behalten läſst. Offenbar hätte er uns ihn alſo in ſogenannten platoniſchen Verbindungen, wo er ganz rein nach dem Reinen feurig ſtrebt, zeigen müſſen. Daſs dieſe Lücke ein bedeutender Verſtoſs gegen die Pſychologie ſey, wird uns bey einer genaueren Beobachtung ihres gewöhnlichen Ganges ſehr

bald einleuchtend werden, und dafs dies zugleich, als ein Vergehen gegen die Kunſt betrachtet werden müſſe, welche alles, was im Menſchen iſt, anſchaulich machen ſoll, läſst ſich gar nicht läugnen.) —

Wir ſtehen hier bey dem Puncte in der Schilderung des Dichters, wo Julius aus Verzweiflung am Geiſtigen ſinnlich wird. Er ſtürzt ſich alſo jezt in alle mögliche Ausſchweifungen der Sinne, beurtheilt mit ſchnöder Verachtung das weibliche Geſchlecht, und durch ſeinen Blick wird ihm die reinſte Unſchuld eine verdorbene Buhlerinn, ein wollüſtiges Weib. Den Glauben an die Tugend der Frauen hat er verloren, und aus dieſem verlorenen Glauben muſs man ſich ſo viele ſchiefe Bemerkungen über den

Character, und die Neigungen der Mädchen und Weiber, mit denen er in Verbindung kommt, erklären. —

„Noch war er nicht ganz verdor„ben, (also der Verfaſſer erklärt ſeine Seele doch für verdorben S. 126.) als „im Schoofs der einlamen Wünſche ein „heiliges Bild der Unſchuld in ſeine Seele „blizte. Dieſes ſchuldloſe Mädchen, das „kaum reif, und noch an der Grenze der „Kindheit war, (welche ſchreckliche Sinnlichkeit, und empörende Libertinage!) „ſuchte er zu verführen.“ Es gelingt ihm auch beinahe, denn das gute unbefangene Kind giebt ſich ſeinen Liebkoſungen unbefangen hin, aber durch die laute Furcht des erſchrockenen Mädchens wird er nahe dem Ziele, von demſelben mächtig zurückgeſchleudert. Dieſes Aufwachen,

oder eigentlich, dieſe Stimme der Unſchuld, welche keine Gefahr bey dem freundlichen Jünglinge ahndete, erklärt er in ſeinem ſchrecklichen Wahne für Furcht eines fremden Gebots, (S. 129.) und bey einer geſellſchaftlichen Zuſammenkunft nach dieſem Auftritte, will er ſogar bemerkt haben, daſs das Mädchen voll Aerger geſchienen habe, nicht ganz verführt zu ſeyn. (S. 133)

(Anmerkung. So unwahr und ſo empörend dieſe Bemerkungen auch an ſich ſelbſt ſeyn mögen, das heiſst: ſo wenig auch das in des Mädchens Seele vorgegangen ſeyn mag, was er in dieſelbe hinein dachte, ſo ſind ſeine ſcheelen, menſchenfeindlichen Seitenblicke doch in ſeiner Gemüthſtimmung ſehr natürlich, und pſychologiſch richtig in der

Lage dieſes Individuums. Was man in des Mädchens Seele für Bewegungen, und Bewegungsgründe ihres Handelns bey dieſem Auftritte ſehr wahrſcheinlich annehmen darf, darüber will ich dir eine Stelle aus dem Briefe der Karoline an ihren Freund in den vertrauten Briefen über Friedrich Schlegels Lucinde, da du das Buch vielleicht ſelbſt nicht haſt, abſchreiben. S. 82—84. „Als das Mädchen ſich wei„gert, meint Julius, es ſey nur Achtung „gegen ein fremdes Gebot geweſen; „und dann, als ſie ſich hingiebt, meint „er doch ſie müſſe wol lange einer un„beſtimmten Sehnſucht in ihrer Fantaſie „nachgehangen haben. Wenn ſie nur „ein fremdes Gebot zu überwinden „hatte, ſo dächte ich, wären wol die Ge„genwart, und die Bitten des geliebten

„Jünglings ohne eine solche Vorbereitung
„genug gewesen: mufste diese erst so
„lange walten, so konnte er ihr wol die
„Ehre erzeigen, zu glauben, was sie ab-
„hielt, und ihr so schmerzlich und ge-
„waltsam wieder kam, sei irgend ein
„eignes Gefühl gewesen. Aber frei-
„lich er weifs keines, das ein Mädchen
„warnen und zurückhalten könnte, als
„das Erlaubte! dafs sie sich fragen mogte,
„ob er es auch werth sei, sich ihm ganz
„hinzugeben, ob seine Liebe gegen sie
„dieser Ergebung entsprechen, und sie
„rechtfertigen würde, das fällt ihm nicht
„ein; ihm, bei dem dieses Bedenken so
„wol gegründet war, da er sie unmittel-
„bar nach dieser Katastrophe so ganz ver-
„lassen konnte, als ginge es ihn nichts
„an, was für ein Eindruck davon in ih-
„rem Gemüthe zurückblieb. Und das

„hat mich noch zulezt am meiſten auf-
„gebracht. Wie? Ein Mann ſoll glau-
„ben, ein einziger Kuſs, ein ſchüchter-
„ner Kuſs, den eine Frau nur gewährt,
„ſei eine Einwilligung in Alles, und ver-
„pflichte ſie zu Allem; und er ſelbſt
„glaubt ſich durch Alles dieſes nicht ein-
„mal ſo viel gebunden, daſs er heilen
„müſſe, was er ſo tief und ſchmerzlich
„verwundet hat? hier blickt ein ärgerer
„Geſchlechtsdeſpotismus hindurch, als
„mir jemals vorgekommen iſt. Denn
„wenn wir erſt, nachdem wir durch die
„Beſiznahme der Männer gleichſam
„geadelt ſind, Achtung und Aufmerkſam-
„keit verdienen, ſo ſind ſie ſelbſt es doch
„nur, was ſie in uns achten, und es iſt
„dies die allergewöhnlichſte Denkungs-
„art, nur ein klein wenig verlarvt. Wie
„kann man einen Menſchen mit dieſem

„fürchterlichen Männer-Egoismus, als „den Helden einer wahren, echten und „das ganze Gemüth durchdringenden Lie„be aufſtellen? —“ Der Brief enthält tiefe Blicke in das Herz des Mädchens, und verdient geleſen zu werden.) —

Nach dem Ereigniſſe mit dieſer ſchuldloſen Seele macht er Bekanntſchaft mit einem ſehr coketten Weibe, deren Coketterie er für wahre Aufmerkſamkeit, und wahres Intereſſe für ihn hält. Er ſucht eine genauere Verbindung mit ihr, und trägt das auf ſie über, was er in ihr zu finden wünſcht. Allein ſie zieht ſich mit Liſt zurück, äfft ihn, und geſteht ihm nur Freiheiten zu, „welche (wie Schlegel ſehr ſchön ſagt) die Geberinn nicht hin„den, weil ſie ſich nie dazu bekennen „darf, und welche den gefangenen Neu-

„ling durch den Zauber der Heimlichkeit „noch unauflöslicher feſſeln. (S. 139.)“ Sie hintergeht ihn, ſo wie er das ſchuldloſe Mädchen hintergehen wollte, aber ſo wie er mit jener nicht ganz zu dem Ziele ſeiner frechen, zügelloſen Wünſche kam, ſo erreichte das eitle Weib auch mit ihm nicht ihre ganze Abſicht. Mit Erbitterung und Verdruſs gab er dieſe angeknüpfte Verbindung auf, und machte, durch dieſen neuen Unfall veranlaſst, wieder eine Menge ſpitzfindiger Bemerkungen über die Natur des Weibes, die aber nicht in der Wirklichkeit, ſondern nur in ſeinem Kopfe exiſtirte. —

(Anmerkung. Die Schilderung dieſes Liebeshandels iſt ſehr treu, von der Natur abgenommen, und die Bemerkung, welche Schlegel bey dieſer Gelegenheit

macht, iſt ſehr wahr, und greift tief ein in den Character des Julius. Ich meine die Bemerkung, welche S. 142. vorkommt. „Im Einzelnen verfehlte er immer auf eine ſcharfſinnige Weiſe das „rechte, weil er überall künſtliche Abſichten voraus-ſezte, und tiefen Zuſammenhang, und gar keinen Sinn hatte „für das Unbedeutende.“)

Nach dem Mislingen dieſes Plans geht Julius in ſeiner groben Sinnlichkeit weiter. In ſeiner Bruſt regt ſich noch immer das lebendige Streben nach einer reinen, ewigen Liebe, aber er giebt ſich demohngeachtet der glühenden Leidenſchaft, und der regelloſen Begierde hin. Seine Auserwählte wird eine öffentliche Bajadere, die ganz allein ihrem ehrloſen Geſchäfte nachgeht, aber viel Geiſt

beſizt, und in einer ſchönen, aeſthetiſchen Umgebung lebt. Dies zieht ihn an, und ſie ſelbſt intereſſirt ſich ſo für ihn, „daſs „ſie oft in eine ſchöne, bacchantiſche „Wuth geräth, wild, ausſchweifend, un„erſättlich beinahe der Kunſt vergiſst, und „in eine hinreiſsende Anbetung der „Männlichkeit verfällt.“ (S. 151.)

(Anmerkung. Dieſe Schilderung iſt doch, wie mir ſcheint, ein wenig zu ſtark, und übertrieben. Auch glaube ich ſchwerlich, daſs man ſie vor dem Richterſtuhle der Schönheit entſchuldigen könnte. Sie ſchweift aus den Grenzen. — Man vergleiche mit ihr Goethe's Gott und die Bajadere in dem Muſen-Almanach von Schiller für 1798, wo es S. 190 heiſst:

Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.

oder in dem anderen Verſe auf derſelben Seite:

Und er küſst die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal.

und man wird gleich ſehen, wie ſchön und zart eben derſelbe gefährliche Stoff von dem Meiſter behandelt worden iſt.) —

Julius genieſst hohe Freuden in ihrem lieblichen Umgange, und ſchon will er ſich mit ſeinem Gemüthe feſt an ſie ketten, als er in Erfahrung bringt, daſs ſie auch andere Beſuche während ſeiner Bekanntſchaft mit ihm angenommen habe, und doch ihm die Ehre der Vaterſchaft ankündigt. (S. 153.) Dies em-

pört ſein Gefühl, und er bricht plözlich ſeinen Umgang mit ihr ab, wenn möglich, mit noch feindſeeligeren Geſinnungen gegen das weibliche Geſchlecht, als zuvor. —

(Anmerkung. Dies iſt ein ſehr richtiger Zug aus der menſchlichen Seele, die aus natürlicher Inconſequenz das, was ſie in ihren eigenen Handlungen ſehr entſchuldigenswerth findet, in den Handlungen anderer Menſchen ſchlechthin verdammt. Daſs wir aber ſo inconſequent in unſerem Urtheile ſind, läſst ſich wieder, wie ich glaube, zum Vortheile des menſchlichen Herzens erklären, und aus der Quelle ableiten, daſs die uns gleichſam angeborne Güte das Gute überall verbreitet ſehen mögte. Freilich überſehen wir manches von dem, was wir

ſelbſt geſezwidriges thun, aus Eigenliebe, oder prüfen eigentlich, oft entweder gar nicht, oder nicht ſtreng genug den moraliſchen Werth unſerer Thaten; allein das Streben nach einer reinen Tugend offenbart ſich demohngeachtet allemal in unſerer Beurtheilung anderer. Wir verlangen ohne Ausnahme die Ausübung der Tugend, als eine nothwendige Befolgung der inneren, allgemeinen Norm von jedem Vernünftigen, der als ſolcher, die Anlage zu dieſer erhabnen Würde, in ſeiner Bruſt trägt. Befolgt er dieſe allgemeine Norm nicht, ſo können wir ihn weder achten, noch lieben, weicht er aber nie von ihr ab, ſo können wir auch im Gegentheile, und wäre er unſer ärgſter Feind, ihm unſere Achtung, und Liebe nicht verſagen. (*virtutem quoque in hoſte amamus.*)

Hier tritt das ſittliche Gefühl unwiderſtehlich zwingend ein, und von dieſem Puncte aus dürfen wir ohne Furcht eine Apologie der Tugend führen. Das Herz kann hier nicht widerſprechen, wenn auch die Lippe zu widerſprechen wagt.) —

Liſette, (ſo heiſst die Bajadere) hatte ganz conſequent, und noch dazu auf ihre Weiſe edel gehandelt, denn ſie muſste nach ihrer Natur in einem hohen Luxus leben, kannte kein anderes Gewerbe, als was ſie trieb, und von Julius, der arm war, konnte ſie nicht ſo viel erlangen, als ſie zu ihren koſtſpieligen Ausgaben brauchte, und mogte doch nicht viel von ihm fodern, weil ſie ihn liebte. Aber dies ſieht der Unbeſonnene nicht, bis das Mädchen auf eine groſse Weiſe ihren

Tod durch die eigene Hand findet. (S. 155.) —

(Anmerkung. Der Character der Lifette iſt vortreflich, ganz nach dem Leben, und doch idealiſch gezeichnet, die Art ihres Unterganges imponirt den Leſer ſtark, und läſst einen tiefen Eindruck in dem Gemüthe zurück. Allein, um ganz idealiſch zu ſeyn, hätten durchaus mehrere Stellen, wo die Farben zu grell aufgetragen ſind, (S. 157.) und wo das Idealiſche, ich mögte ſagen, tranſcendent wird, wegbleiben müſſen.) —

Nach dem Tode des Mädchens vergöttert er ſie eben ſo ſehr, als er ſie vorher wegen ihrer Untreue verachtet hatte. Der Funke einer höheren, reineren Liebe

blizt auf in ſeiner Seele, und er äuſſert ſich auf eine ſchöne Art in dem romantiſchen Andenken, das er ſeiner Geliebten weiht. —

(Anmerkung. Dieſer Uebergang von Verachtung zur Vergötterung iſt pſychologiſch richtig, und das Feuer, mit dem Julius alles thut, bringt natürlich dieſe Wirkungen hervor.) —

Auf eine Zeitlang bricht er jezt alle Verbindungen mit Weibern ab, und ſchwärmt mit gleichgeſtimmten Freunden. Doch er ſchwärmt, und alſo iſt von dieſem Bunde nichts Bleibendes zu erwarten, wie auch dieſe Erwartung ſich treffend beſtätigt. Er will das Idealiſche, und wo dieſes aufhört, wo die Freundſchaft in das wirkliche Leben

übergeht, da zerreiſst er plözlich alle Bande und ſpringt ſo beſtändig aus dem höchſten Himmel in den tiefſten Abgrund, ohne je auf der in der Mitte liegenden Erde fuſſen zu lernen. In dieſe Zeit gehören, wie ich glaube, die Briefe an Antonio. (S. 272—285.)

(Anmerkung. Dieſe ganze Darſtellung mag ſehr wahr ſeyn, allein kann denn ein ſolcher idealiſcher Jüngling ſich, der Natur der Sache gemäſs, ſo gemein machen, wie Julius es doch thut? — Seine Beſchäftigung mit der harmoniereichen Muſik (S. 162.) gerade in dieſem Zeitpuncte, wo ſein ganzes Weſen bis auf's höchſte geſpannt war, und wo jede ſeiner Nerven eine ſo erſtaunliche Reizbarkeit hatte, iſt ein ſehr ſchöner Zug des Dichters. Zugleich wird

hiedurch auch auf eine allegoriſche Weiſe angedeutet, daſs in ſeiner Seele, ihm ſelbſt unbekannt, ein Streben nach der höheren, reineren Liebe ſchlummere, welches er bisher auf eine leichtſinnige Weiſe nicht aus ſeinem Schlummer aufwachen liefs, ſondern durch ſeine Ausſchweifungen immer tiefer und tiefer einwiegte. — Daſs dieſes Streben aber nicht überhaupt ſchon eingeſchlafen war, ſondern noch immer ſehr hörbare Bewegungen ſeines Lebens angab, ſcheint mir unnatürlich zu ſeyn.) — —

In einer Art von Verrückung träumt er jezt durchs Leben hin, und verachtet mit Stolz die ganze Welt. (S. 168.) Allein ſo ſchnell dieſe Verachtung ihm anwandelt, eben ſo ſchnell muſs ſie auch enden, und er ſich dann mit ſeinem

heiſsen Gemüthe deſto feuriger an die Menſchen anſchlieſſen. Dieſen natürlichen Gang der Leidenſchaften hat der Dichter genau beobachtet, „denn dieſe „Krankheit, wie alle vorigen, vernichtete „der erſte Anblick einer Frau, die einzig „war, und die ſeinen Geiſt zum erſten„mal ganz und in der Mitte traf.“ (S. 163.)

(Anmerkung. Bey dieſer Schilderung wird der Leſer geſpannt, und er glaubt nun, daſs Julius ſeine Geliebte gefunden habe, beſonders, da ſie ſeinen Geiſt in der Mitte traf, und die neue Erwachung ſeines Geiſtes vorher angedeutet wurde. — Für dieſe Frau glaubte er die wahre Liebe zu empfinden, die er längſt geſucht hatte. — Allein, daſs er die Liebe längſt geſucht hatte, iſt dem

Leſer durch die bisherige Schilderung gewiſs nicht einleuchtend geworden, ſondern nur, daſs er ſich von einem Sinnengenuſſe in den andern ſtürzte.) —

Doch das Schickſal war hier ſein Feind! Sie hatte ſchon gewählt, und würdig gewählt! — Jezt wird der Edelmuth des Julius rege, und er entſchlieſst ſich feſt, ſie aufzugeben, und ihr nichts von ſeiner Leidenſchaft merken zu laſſen. Und wirklich! er führt ſeinen Entſchluſs aus, zieht ſich in ſich ſelbſt zurück, und veredelt ſeinen Character durch hohe, mühſame Aufopferung. „Nach den edlen Kämpfen mehrerer Jahre „war ſein Character rein gebrannt in Lei„den göttlicher Liebe, und glänzte in hel„ler Kraft, aber er war ſtarr und ſpröde, „wie ächter Stahl.“ (S. 179.)

(Anmerkung. Wenn es pſycho-
logiſch richtig iſt, daſs ein Jüngling, wel-
cher, wie Julius, in vielen Ausſchweifun-
gen lebte, ſich noch einen ſo hohen Auf-
ſchwung des Geiſtes in dem Strudel der
Lüſte erhalten kann, ſo finde ich es vor-
trellich, daſs der Dichter gerade da, wo
Julius zuerſt Stoff für eine edle Hand-
lung findet, ihn auch wirklich edel han-
deln läſst. — Und daſs ſein Character
durch dieſe harte Prüfung zwar ver-
edelt, aber auch auf eine gewiſſe Weiſe
zurückſtoſsend ward, iſt ſehr treu,
nach der inneren geiſtigen Natur des Men-
ſchen dargeſtellt. — Die Frau, welche
hier als die Urſache von Julius Bekehrung
und Erhebung geſchildert wird, iſt ganz
ſo gezeichnet, wie das Weib ſeyn muſste,
das einen Julius heben, und ſein Ge-
müth läutern ſollte. — Sie iſt eine

ſanfte, himmliſche Seele, aber ſie hat auch einen ſtarken, umfaſſenden Geiſt. (S. 171–175.) Nur einen Zug will ich dir von ihrem Character mittheilen: „Dieſe Frau zeigte bei jeder groſsen Ge„legenheit Muth und Kraft zum Erſtau„nen, und das war auch der hohe Ge„ſichtspunct, aus dem ſie den Werth des „Menſchen beurtheilte.)“ —

Iulius legte ſich in der Zeit der ſchweren Prüfung mit ſeinem ganzen Fleiſse auf die bildende Kunſt. (Zu wenig thätig war der Jüngling bisher, ſo, daſs dieſes unſtete Umherſchwärmen uns keine Achtung für ihn einflöſsen konnte.) Und natürlich nahmen ſeine Werke, welche immer der Spiegel unſerer Seele ſind, auch den Character an, der in ihm herrſchte. „Der Ernſt ſeiner Bildungen

„war abſchreckend, die Formen fielen „ins Ungeheure.“ (S. 179.) — Da er blos in ſich lebte, und der Welt abgeſtorben ſchien, ſo bemerkte er wenig von dem, was auſſer ihm vorging, und ward auch von wenigen bemerkt, weil er ſich in keine Zirkel drängte. Endlich kam er wieder in Umgang mit Frauen, die ihn allmälig in die Welt zogen, ihn Reiz an dem geſellſchaftlichen Leben finden lieſſen, ſeine Gefühle immer mehr läuterten, und auf den Punct brachten, wo er ſeine Lucinde lieben, und das Weib ganz verſtehen konnte, was ihm im Buche des Schickſals beſtimmt war. (S. 130 — 139.)

(Anmerkung. Alle dieſe verſchiedenen Bekanntſchaften, von denen jede einen beſonderen Character hat, ſind

nach meinem Urtheile meiſterhaft geſchildert, und dienen ganz zu dem Zwecke, wozu ſie dienen ſollten. — Daſs alle dieſe Verbindungen nur die Oberfläche ſeines Herzens berühren, und nicht in daſſelbe eindringen, ſo daſs er Seite 186. von einem Mädchen ſagen kann: „Heirathen wolle er ſie gleich, „wenn er ſie ſchon nicht lieben könne," iſt ſehr fein angelegt, und bereitet ihn richtig zu dem tieferen Eindrucke vor, der ſeiner wartet. — Hätte der Verfaſſer dies doch im Anfange beobachtet! hätte er den Iullus doch nicht ſo tief ſinken laſſen, ſo würde es um ſo natürlicher geſchienen haben, daſs er ſich ſo hoch emporſchwingen konnte!) —

Die Auserwählte ſeines Herzens muſs nach tiefer Ueberlegung des Dichters eine

Künſtlerinn ſeyn, ſo daſs im Anfange nicht das Herz, ſondern gleiche Verhältniſſe des Lebens, das gleiche Talent, das gleiche Studium ſie gegenſeitig anzieht. In Seelen, wie Iulius und Lucinde ſind, kann dieſes Verhältniſs, da ſie beide die Kunſt enthuſiaſtiſch lieben, nicht lange proſaiſch bleiben, ſondern ſie ſchwärmen, und fliegen mit den Schwingen einer umfaſſenden Einbildungskraft zu den Idealen empor, welche vor ihnen ſchweben. Unvermerkt geht dieſe Liebe zur Kunſt, welche ſie zuerſt an einander feſſelte, in Liebe zu dem Gegenſtande über, in dem dieſe leidenſchaftliche Verehrung der ſchönen, bildenden Kunſt wohnte; ſie verſtehen ſich beide, ohne es ſich zu geſtehen, ihre Weſen ſchmelzen in eins zuſammen, ohne daſs einer von ihnen den erſten

Punct dieſes ſchönen Vereines bemerkt hätte. Kurz: Julius liebt die Lucinde, Lucinde liebt Julius, aber keiner will es anfangs Wort haben. (S. 189—194.)

(Anmerkung. Daſs dieſe Liebe gerade ſo entſtehen, gerade ſo fortgehen muſste, ſcheint mir ein herrlicher Zug von dem Dichter zu ſeyn.) —

Nachdem Julius den erſten Kuſs auf die roſigten Lippen Lucindens gedrückt hatte, „bekennt er ihr gleich „ſeine Liebe, bittet mit der unſchuldig„ſten Unbefangenheit um alles, was man „eine Geliebte bitten kann, und ſtellt ihr „in einem Strome von Beredſamkeit dar, „wie ſeine Leidenſchaftlichkeit ihn zer„ſtören würde, wenn ſie zu weiblich „ſeyn wollte.“ (S. 195.) —

(Anmerkung. Dieſer Zug macht auf das feine Gefühl eines gebildeten Leſers ſicher einen unangenehmen, widrigen Eindruck, und ich glaube auch nicht, daſs der Verfaſſer das Pſychologiſche hier treu dargeſtellt hat. Wie kann man glauben, daſs Iulius ſich in ſeinen Leiden wirklich veredelt habe, wenn er jezt bei der erſten Annäherung, gleich die höchſte Gunſt, die völlige Hingebung der Geliebten fodert? Wie kann dieſe Foderung in dem Seelenzuſtande richtig ſeyn, worinn Iulius kurz vor ſeiner Bekanntſchaft mit Lucinde, weit erhaben über alles Sinnliche in höheren geiſtigen Sfären lebte? Entweder müſſen wir den Glauben an Iulius wirklicher Erhebung aufgeben, oder wir müſſen den Dichter in ſeiner Darſtellung eines pſychologiſchen Fehlers zeihen, welches leztere wol das richtige

ſeyn mag, beſonders, da der widrige Eindruck, den dieſe unbefangene Bitte des Julius, und die ſchnelle Hingebung der Lucinde auf den gebildeten Leſer macht, noch für das Leztere ſpricht. Die ſchwärmende Künſtlerinn, und der enthuſiaſtiſche Künſtler hätten durchaus noch länger in dem Kraiſe der geiſtigen, ſogenannten platoniſchen Liebe weilen, und nach und nach erſt den ſchönen ewigen Bund der Natur ſchlieſſen müſſen, aus dem ihnen immer gewiſſer, immer lebendiger die Göttlichkeit der Natur, und die Ewigkeit der Liebe aufgeht. — Dann wäre kein pſychologiſcher Fehler in der Darſtellung begangen, und der widrige Eindruck, den er macht, würde auch vermieden worden ſeyn.) — —

Lucinde giebt ſich ganz ihrem lüng-

linge in der ſicheren Hoffnung hin, daſs er dann noch feſter an ihr hängen, noch inniger ihr angehören werde. Beide lebten nun ſchöne, glückliche Tage, und Amor war hier wirklich, (wie der Dichter S. 197. ſagt) was er ſo ſelten iſt, ein fröhliches Kind. Sie genoſſen mit heiſser Empfindung die Tage der kraftvollen Jugend, und überlieſſen ſich ganz den reizenden üppigen Freuden. — Du magſt hören, wie Schlegel dies anziehend, und hinreiſsend beſchreibt. „Julius fand „in Lucindens Armen ſeine Jugend wie„der. Die üppige Ausbildung ihres ſchö„nen Wuchſes war für die Wuth ſeiner „Liebe, und ſeiner Sinne reizender, wie „der friſche Reiz der Brüſte, und der „Spiegel eines jungfräulichen Leibes. „Die hinreiſsende Kraft und Wärme ih„rer Umſchlieſsung war mehr als müd-

„chenhaft; ſie hatte einen Anhauch von
„Begeiſterung und Tiefe, den nur eine
„Mutter haben kann. Wenn er ſie im
„Zauberſchein einer milden Dämmerung
„hingegoſſen ſah, konnte er nicht auf-
„hören, die ſchwellenden Umriſſe ſchmei-
„chelnd zu berühren, und durch die
„zarte Hülle der ebnen Haut die warmen
„Ströme des feinſten Lebens zu fühlen.
„Sein Auge indeſſen berauſchte ſich an
„der Farbe, die ſich durch die Wirkung
„der Schatten vielfach zu verändern
„ſchien, und doch immer eine und die-
„ſelbe blieb. Eine reine Miſchung, wo
„nirgends Weiſs oder Braun, oder Roth
„allein abſtach, oder ſich roh zeigte.
„Das alles war verſchleiert, und ver-
„ſchmolzen zu einem einzigen harmoni-
„ſchen Glanz von ſanftem Leben. —
„Auch Julius war männlich ſchön, aber

„die Männlichkeit seiner Gestalt offen-
„barte sich nicht in der hervorgedrängten
„Kraft der Muskeln. Vielmehr waren
„die Umrisse sanft, die Glieder voll und
„rund, doch war nirgends ein Ueberfluss.
„In hellem Licht bildete die Oberfläche
„überall breite Massen, und der glatte
„Körper schien dicht und fest wie Mar-
„mor, und in den Kämpfen der Liebe
„entwickelte sich mit einemmale der
„ganze Reichthum seiner kräftigen Bil-
„dung." — (S. 199—201.)

(Anmerkung. Aber ich frage hier wieder, sind diese Menschen nicht zu sinnlich? können diese sich wirklich zum reinen Genusse des Geistes erheben? Die Lage, worinn er die Liebenden uns schildert, und wo jede bescheidene Hülle der Schaam weggerissen ist;

dieſe Lage iſt nicht blos ſehr indecent, was ſich von ſelbſt verſteht, ſondern auch nicht einmal ſchön. Denn ich bin gewiſs, daſs der griechiſche Künſtler von gebildetem Geſchmacke, wenn er auch reizende, wollüſtige Gruppen bildet, uns die Liebenden in ſolchen Stellungen, worinn unſer Dichter den Iulius und die Lucinde darſtellt, nie gebildet haben würde. Wir haben zwar einen gierigen Faun, der mit Liebes-Wuth ſich ſtürzen mögte auf den Gegenſtand ſeines heiſsen Verlangens, aber dafür iſt es auch ein Faun, und der Gegenſtand, das Mädchen, die Nymphe, iſt dann immer in einer beſcheidenen, argloſen Stellung gebildet. — Wir haben zwar einen Apoll, der die Daphne mit Leidenſchaft verfolgt, aber das Mädchen entflieht ſeiner Begier, und da ſie ihm nicht mehr entfliehen

kann, verwandeln die Götter ſie, auf ihr Flehen, in einen Lorbeerbaum. — Immer waltet die Sitte in dieſen aeſthetiſchen Producten, immer weilet die beſcheidene Schaam auf der Geſtalt des zartempfindenden Weibes, nie wird dieſer heilige Schleier ganz weggezogen vor dem profanen Auge.) — — —

Noch immer glaubte Julius nicht, daſs er geliebt werde, und daſs er liebe, das heiſst, er hatte in ſeinem Glücke nicht einmal darauf reflectirt, was ihn glücklich mache, und welchen Schaz er beſize. —

(Anmerkung. Dieſe ſchöne Vergeſſenheit des Julius, S. 202. iſt wieder ein herrlicher Zug vom Dichter. — In dieſe Zeit mögte ich die Scene ſezen,

welche unter der Aufſchrift Treue und Scherz, S. 94—119. des Romans vorkommt. So meiſterhaft natürlich auch beſonders der Anfang geſchildert iſt, ſo trift ſie doch eben derſelbe Vorwurf, den ich uber die wollüſtige Schilderung ſo eben geäuſſert habe. — Daſs ſie unbeſchreiblich indecent ſey, daſs das feine Gefühl der Sittſamkeit ſich mit Verachtung von ihr wegwenden, und daſs ſie fur die Tugend manches leichtſinnigen Junglings ſehr gefährlich ſeyn werde, dies iſt ausgemacht, aber davon darf hier auf dem Gebiete der Kunſt nicht die Frage ſeyn. Allein die Scene iſt auch durchaus nicht ſchön, denn der Verfaſſer giebt uns hier die bloſſe Natur, die Natur an und für ſich iſt aber nicht ſchön, und in der Rückſicht kein Gegenſtand der ſchönen Kunſt,

Schön iſt ſie nur, wenn ſie idealiſirt wird, aber hat denn das nur etwas Idealiſches an ſich, wenn wir zuſehen müſſen, wie zwei Menſchen ſich dem Taumel ihrer Sinne zügellos überlaſſen? *) Dies iſt ein bedeutender Verſtoſs gegen die Kunſt, und muſs dem geſchmackvollen Verfaſſer ſehr hoch angerechnet werden. Doch hierauf werde ich in der

*) Der Dichter der Lucinde macht es hier alſo noch weit anſchaulicher, als der Dichter in der Oper Dom Juan, wo der Zuſchauer es mit anſehen muſs, daſs der Held, Dom Juan, das verführte Bauermädchen in eine einſame, ſchattige Laube abführt. Daſs jener Dichter uns dies ahnden läſst, thut ſchon dem reinen, unverfälſchten Gefühle ſehr wehe: wie vielmehr nicht, wenn dieſer gerade vor dem ſehenden Auge des Zuſchauers alle Geheimniſſe der heiligen Schaam entblöſst. —

Folge noch zurückkommen. — Auch iſt die letztere Hälfte dieſer Scene nicht einmal pſychologiſch richtig dargeſtellt, denn wenn nun einmal der Sinnengenuſs dargeſtellt werden ſoll, ſo wird der Verfaſſer uns doch wol nicht zumuthen, zu glauben, daſs Menſchen, welche ſich feurig lieben, und bis auf dieſen höchſten Punct kamen, nun, ehe ſie ſich der Liebe freuen, oder (wie Schlegel es nennt) ehe ſie die erzürnten Götter verſöhnen, ein tiefes, philoſophiſches Capitel über die Eiferſucht anfangen, und vollſtändig abhandeln werden. — Sehr möglich mag es ſeyn, daſs die Eiferſucht gerade dann, wenn das Weib ſich ganz hingeben will, in einem heftigen Grade eintritt, indem ſie zweifelhaft iſt, und doch ſo gerne gewiſs ſeyn mögte, ob der Geliebte ihr auch ganz angehöre. Allein

dieſe Eiferſucht wird, je heftiger ſie in dieſem heiſsen Augenblicke ſich äuſſert, auch deſto leichter zu beſiegen, und mit einer feſten, innigen Umarmung aus dem weiblichen Gemüthe augenblicklich zu entfernen ſeyn. So iſt die Natur des Weibes; ganze Reden und noch dabei tiefdurchdachte, filoſofiſche, ſpizfindige Reden können leidenſchaftliche Menſchen in dieſen Augenblicken des heiſsen Verlangens nicht vorbringen. — Ueberdies hat es mich in dieſer Scene noch beſonders empört, und wird jedes feine Gefühl empören, daſs das Weib immer zum Genuſſe auffodert, und zum Voraus verſpricht, wie ſie ſich in der Folge bei ähnlichen Fällen beſſer, das heiſst, unerſättlicher, und nicht ſo zurückhaltend betragen wolle. — Dieſe Aeuſſerungen ſind in dem Munde

eines gebildeten, ſanftfühlenden Weibes unmöglich; ja es liegt überhaupt nicht in der weiblichen Natur, daſs ſie anfange, daſs ſie zum Rauſche der Leidenſchaften auffodere, ſondern ſie iſt das ſanfte, leidende Geſchöpf, der Mann iſt der Brauſende, Auffahrende. Der Mann fodert auf, das Weib giebt ſich hin; der Mann will mit vollem Bewuſstſeyn ſeine höchſten Wünſche befriedigen, das Weib leidet mit ſchwachem, und immer ſchwächer werdendem Widerſtande dieſe ſüſse Befriedigung ſeiner heiſsen Wünſche. — — So ſehr ich alſo auch beſonders den Anfang dieſer ſchlüpfrigen Scene, in Anſehung ihrer treuen Wahrheit der Natur hervorheben muſs, ſo kann ich doch nicht anders, als den übrigen gröſseren Theil verwerfen, weil er nicht ſo wol von der

moraliſchen, als auch von der äſthetiſchen und pſychologiſchen Seite verwerflich iſt, und keine genaue Kritik aushält. — Man ſieht auch gar nicht ein, wozu das Ganze dient, in wieferne es den pſychologiſchen Gang der Liebe weiter bringt, oder in das Kunſtwerk als Kunſtwerk eingreift, denn würde der Verfaſſer ſagen, daſs er an dieſem Beiſpiele habe zeigen wollen, wie ſinnlich Lucinde, und Iulius liebten, und wie der Geiſt im Kampfe mit der Natur doch endlich ſiege, ſo erwiederte ich: daſs es eben dies in dem weiteren Fortgange der Geſchichte, wo er die ſtufenweiſe Entwicklung der Liebe deutlich macht, weit beſſer zeige, und daſs in dieſem vorliegenden Kampfe doch keineswegs der Geiſt, ſondern vielmehr die Natur ſiege. Treue und Scherz ſieht alſo

ganz überflüſsig an ſeinem Plaze. Daſs der Verfaſſer blo- den ſinnlichen Menſchen damit anz ehen wollte, darf ich ihm aus Gründen, die im zweiten Br efe näher angegeben ſind, durchaus nicht zutrauen. Wollte er aber den Kunſtrichtern dadurch einen Beweis ablegen, wie treu, und wie ſchön er ſolche Scenen ſchildern könne, ſo glaube ich, dem Verfaſſer bewieſen zu haben, daſs er ſie weder ganz treu, noch vollkommen ſchön geſchildert habe, ſondern daſs ihm ſein Verſuch in mancher Rückſicht mislungen ſey.) —

Mitten in dem Genuſſe ſinnlicher Freuden, wo die Zeit ihnen auf Flügeln davonflog, oder eigentlich, wo ſie gar nicht in der Zeit lebten, wurde die Verbindung dieſer Liebenden immer inniger,

das Herz hatte das Herz gefunden, und unauflöslich ward der ſchöne Verein. „Julius glaubte in ſeiner Lucinde alles „vereinigt zu beſizen, was er ſonſt „einzeln geliebt hatte.“ (S. 203.) — Die Neigung zur Kunſt verliefs ſie beide nicht, ſondern ihre Begriffe lauterten ſich, und Julius ward nach und nach fähig, durch ſeine Hand den Gedanken in den Stoff zu prägen, den er ausdrücken wollte. Der Geiſt lebte in ſeinen Bildungen, und ſprach mit Seele aus der todten Materie, in ſo weit nämlich die Kunſt den Marmor zu beleben, und ihn mit einer vollendeten, idealiſchen Form zu umgeben im Stande iſt. — —

(Anmerkung. Aus der Neigung zur Kunſt, die von beiden Liebenden in einem hohen Grade gehegt wird, muſs

man ſich manche ihrer ſinnlichen Aeuſſerungen erklären; in ihrem Auge war der enthüllte Körper nicht blos nackt und reizend, ſondern ſchön, und gab ihnen Anlaſs zu idealiſchen Formen. Vieles, was der Nichtkünſtler mit wollüſtiger Begierde anſchaut, ſahen ſie mit reinem Intereſſe an, und ſchwärmten dabey über die Schönheit der bildenden Natur. — Dieſe Bemerkung entſchuldigt manche freie Schilderungen des Dichters, aber demohngeachtet können ſo viele wollüſtige Gruppen doch nicht gerechtfertigt werden, weil ſie nur wollüſtig und nicht ſchön ſind.) —

„Wie die Kunſt des Julius ſich voll-
„endete, und ihm von ſelbſt in ihr ge-
„lang, was er zuvor durch kein Streben
„und Arbeiten erringen konnte; ſo ward

„ihm auch ſein Leben zum Kunſtwerk,
„ohne daſs er eigentlich wahrnahm, wie
„es geſchah. Es ward Licht in ſeinem
„Innern, er ſah und überſah alle Maſſen
„ſeines Lebens, und den Gliederbau des
„Ganzen klar und richtig, weil er in der
„Mitte ſtand. Er fühlte, daſs er dieſe
„Einheit nie verlieren könne, das Räthſel
„ſeines Daſeyns war gelöſt, er hatte das
„Wort gefunden, und alles ſchien ihm
„dazu vorherbeſtimmt, und von den
„frühſten Zeiten darauf angelegt, daſs er
„es in der Liebe finden ſollte, zu der er
„ſich aus jugendlichem Unverſtand ganz
„ungeſchickt geglaubt hatte.“ (S. 206—
207.)

(Anmerkung. Man ſieht leicht ein, daſs der Verfaſſer den geſchilderten Jüngling jezt auf den Punct gebracht

hat, wo er ihn haben wollte, damit er, auf ſich ſelbſt fuſſend, aus ſich heraus die Welt beſchauen, und ihre wahre Anſicht finden konnte.) —

In einer friedlichen, äuſſeren Ruhe lebten die Liebenden ſchöne Jahre, aber unvermerkt bildete ſich ihr Inneres mehr aus, immer mehr reinigten ſie ſich von dem Sinnlichen, und ſtrebten empor zu dem Ewigen, das nie ſchwindet, nie untergeht in dem Strome der Zeit. (S. 207 — 210.)

(Anmerkung. Der pſychologiſche Gang iſt hier ſehr richtig geſchildert, weil ſie ſich ſtufenweiſe erheben, weil ſie nach und nach jedes Unreine abwerfen, und, in ihrer Reinheit ſich ſelbſt erkennend, mit feſtem Glauben an das Un-

vergängliche halten. — Die Erinnerung des Iulius an den Frühling ihrer Liebe (S. 210 — 222.) iſt ein ſchönes Gedicht, aber bringt ihre Seelen-Bildung nicht weiter. (Bei der Frage, ob der Dichter der Lucinde die Natur in einer idealiſchen Form aufgeſtellt habe, werde ich es weiter erörtern.) — Warum es gerade hier ſteht, ſpringt nicht ſogleich in die Augen. Vielleicht hat Iulius von ſeinem Rechte einer reizenden Verwirrung in der Darſtellung Gebrauch gemacht, das er ſich gleich im Anfange S. 14. ausbedingt, oder es ſoll uns dieſes ſchöne Gemälde als eine, in den höheren Seelenzuſtand der Liebenden zweckmäſſiger einführende Einleitung, wie die vorhergehenden Scenen, erſcheinen. Hätte ich hier den Sinn des Dichters getroffen, ſo würde dies meine oben geäuſſerte

Meinung, dafs der Verfaſſer ſeinen Julius und ſeine Lucinde hie und da zu ſinnlich handeln laſſe, noch mehr beſtätigen) — —

Die beiden Briefe, welche Julius ſeiner Gattinn aus der ſie trennenden Ferne ſchreibt, ſind meiſterhafte Schilderungen eines liebenden Gemüths. Wie göttlich iſt nicht die Schwärmerei des Julius im zweiten Briefe, S. 250 — 260, wo er durch ſeine Einbildungskraft ſich aus der Nachricht von Lucindens Krankheit ein ſchreckliches Fantom zuſammenſetzt, und wirklich glaubt, dafs der unerbittliche Tod ſie ſchon von ihm geriſſen habe! In dieſer Schwärmerei liegt eine allumfaſſende Fantaſie, ein mächtiger Schwung des Geiſtes. Und von einem Jünglinge, der ſo fliegen, ſo ſchwärmen kann, darf

man mit Recht erwarten, dafs er ſich zu dem Ewigen, Geiſtigen der Liebe erheben werde. In ſo ferne iſt dieſe Ausſchweifung der geängſteten Einbildungskraft eine ſchöne, pſychologiſche Vorbereitung für die Folge. — —

Aus dem erſten Briefe lernen wir einſehen, dafs die Liebenden nicht mehr blos in den Idealen der Kunſt leben, ſondern dafs ſie zur freundlichen Erde zurückgekehrt ſind, welche ihnen eben durch ihren Kunſtſinn, ſchön geworden iſt. Sie leben nun in der wirklichen Welt, und gefallen ſich ſo wohl in der lieblich lächelnden Umgebung — Lucinde wird Mutter ſeyn! — Dies kettet den flüchtigen Julius an das bleibende Leben, und er wird nun ein innig, tief fühlender Menſch. Jezt kann er mit

heiterem Sinne ſagen: „Lebe wohl, Sehn-
„ſucht, und du leiſe Klage, die Welt iſt
„wieder ſchön, jezt liebe ich die Erde,
„und die Morgenröthe eines neuen Früh-
„lings hebt ihr Roſenſtrahlendes Haupt
„über mein unſterbliches Daſeyn.“
S. 223. — Jezt iſt er zurückgekommen
zur gehaltreichen Wahrheit des Lebens,
und im Stande, ſich über ſeine ehemaligen
Verirrungen und ſelbſtgeſchaffenen Täu-
ſchungen folgendermaſsen zu erklären:
„Leichtſinnig lebte ich über die Erde
„weg, und war nicht einheimiſch auf
„ihr. Nun hat das Heiligthum der Ehe
„mir das Bürgerrecht im Stande der Na-
„tur gegeben. Ich ſchwebe nicht mehr
„im leeren Raum einer allgemeinen Be-
„geiſterung, ich gefalle mir in der freund-
„lichen Beſchränkung, ich ſehe das Nüz-
„liche in einem neuen Lichte, und finde

„alles wahrhaft nützlich, was irgend „eine ewige Liebe mit ihrem Gegenſtande „vermählt, kurz alles, was zu einer ächten Ehe dient. Die äuſſerlichen Dinge „ſelbſt flöſſen mir Hochachtung ein, wenn „ſie in ihrer Art tüchtig ſind, und du „wirſt am Ende noch frohlockende Lobreden auf den Werth eines eignen Heerdes, und über die Würde der Häuslichkeit von mir hören.“ — (S. 227.)

Auf dem Lande wollen ſie leben in Gottes freier Natur, hier wollen ſie ſich zum Reinen aufſchwingen, und in der Bläue des Himmels, in den Sternen einer hellen Nacht den Unendlichen anbeten. — Im Voraus iſt Julius ſchon ſo ſeelig über den Namen Vater, den ſein Weib ihm bald geben wird, und er fliegt mit liebenswürdigen Träumereien in der ſchö-

nen Zukunft umher. — Von ſich ſelbſt ſagt er, daſs er heiliger, ruhiger als ſonſt ſey. (S. 235.) und daſs der ſchöne Friede der Seele ſich wieder eingewohnt habe in ſeiner Bruſt. — Daſs er ſeine Lucinde auffodert, jezt, da ihr höhere Pflichten werden, auch Sorge für ihre körperliche Geſundheit zu tragen, iſt ſehr zart, und paſst ganz in den jezigen Zuſtand der Gefühle des Julius. (S. 240.) —

Einen ſehr bedeutenden Aufſchluſs über das Innere des Jünglings giebt uns ſein ſchönes Bekenntniſs über ſich ſelbſt, welches den Menſchen, nicht, wie er iſt, ſondern wie er ſeyn ſoll, und nach dem Gange der inneren Natur ſeyn kann, bezeichnet. „Alles iſt beſeelt „für mich, ſpricht zu mir, und alles iſt „heilig. Wenn man ſich ſo liebt, wie

„wir. kehrt auch die Natur im Menſchen
„zu ihrer urſprünglichen Göttlichkeit zu-
„rück. Die Wolluſt wird in der einſa-
„men Umarmung der Liebenden wieder,
„was ſie im groſsen Ganzen iſt, — das
„heiligſte Wunder der Natur; und was
„für andre nur etwas iſt, deſſen ſie ſich
„mit Recht ſchämen müſſen, wird für
„uns wieder, was es an und für ſich iſt,
„das reine Feuer der edelſten Lebens-
„kraft.“ —

(Anmerkung. Ueberhaupt halte ich dieſe Briefe für das Gerathenſte, Vollendeteſte der ganzen Darſtellung. Sie ſind nicht blos ein treuer Abdruck der menſchlichen Natur, ſondern das Idealiſche ſpricht uns auch faſt aus jedem Zuge an. Ihre Schönheit bezaubert uns, und reiſst uns zu hoher Begeiſterung hin. Je-

doch müſſen noch einzelne Flecken, wie ich glaube, in der Folge ausgelöſcht werden, wenn dieſe Briefe ſich der Vollendung nähern ſollen. Die Stelle S. 243. zum Beiſpiel, wo es heiſst: „Dann denke „ich (Iulius) aber auch immer an dich, „(Lucinde) beſondere, wenn ich des „Nachts aufwache.“ müſste wegbleiben. Was wir nach dem zweideutigen Sinne des Dichters hier zu denken genöthigt ſind, kann unmöglich ſchön ſeyn, ſondern es iſt blos roh natürlich. Wie kommt der hohe Iulius in ſeinem jezigen Zuſtande zu einer ſo niedrigen Anſpielung?) —

Jezt ſtehen die Liebenden in ihrem Gemüthszuſtande auf dem Puncte, daſs ſie gleichſam reif geworden ſind für den Genuſs des Höheren. Jezt öffnet ſich der

Himmel ihrem ſehnenden Blicke, und ſie ſchauen von der Erde aus in die unendlichen Sfären des Ewigbleibenden. — Dies iſt in dem herrlichen Gedichte Sehnſucht und Ruhe, (S. 286) das du ganz nachleſen muſst, und in den Tändeleyen der Fantaſie vortreflich angedeutet. — Iulius ſagt S. 289:

„Es iſt nicht eitle Fantaſie. Un-
„endlich iſt nach dir, und ewig
„unerreicht mein Sehnen.“

Lucinde.

„Seys was es ſey, Du biſt der
„Punct, in dem mein Weſen
„Ruhe findet.“

Iulius.

„Die heil'ge Ruhe fand ich nur in
„jenem Sehnen Freundinn.“

Lucinde.

„Und ich in dieſer ſchönen Ruhe
„jene heilige Sehnſucht.“ —

Aber angedeutet iſt es auch nur, denn hier ſchlieſst ſich der erſte Theil des Romans. Bis zu dieſer heiligen Sehnſucht nach dem Ewigen der Liebe ſind die Liebenden gekommen. Wie ſie nun immer höher ſteigen, immer mehr ſich reinigen werden, dies wird ſehr wahrſcheinlich die Fortſezung des Werks uns lehren. — —

Aus dieſer Analyſirung des Ganzen wirſt du, mein lieber Ferdinand, eingeſehen haben, in wieferne ich glauben darf, daſs Schlegel die menſchliche Natur in ſeiner Schilderung treu dargeſtellt habe. Es ſind auſſerordentlich viele ge

lungene Stellen darinn, aber es giebt auch viele, die gegen die Pſychologie verſtoſsen, wie dir aus meinen eingeſtreuten Bemerkungen deutlich geworden ſeyn muſs. Zu den gelungenen Verſuchen muſs man Schlegels Kunſtwerk als Kunſtwerk allerdings rechnen, aber auf Vollendung darf es, wie mir ſcheint, keinen gültigen Anſpruch machen. Hauptſächliche Misgriffe ſind es, wie ich auch ſchon oben gerügt habe, daſs er uns gar nicht zeigt, wie Julius aus Verzweiflung am Geiſtigen ſinnlich ward, und es dem Leſer ſehr unglaublich vorkommen muſs, daſs ein Menſch, wie Julius, unter allen Ausſchweifungen, in die er ſich ſtürzt, noch einen ſo hohen Schwung des Geiſtes behalten, und daſs eben dieſer ſich nach und nach zu der reinen, ewigen Liebe erheben

könne. Für dieſe meine Behauptung ſpricht die Stelle aus Woldemar Th. I. S. 126. wo Henriette ſagt: „Sollte das „wahr ſeyn, daſs die Erfahrung des „Laſters den, der glücklich durchkommt, „zu einem deſto beſſeren und weiſeren „Menſchen macht? Ich glaube beobachtet zu haben, daſs der volle Abſcheu, „welchen die Unſchuld vor dem Laſter „fühlt, mit dieſer Unſchuld unwiederbringlich verloren gehe. Eben ſo die „volle Liebe zum Guten und Schönen. — „Die bezaubernden Reize des Laſters verderben die Einbildung, verwirren durch „die Einbildung den Verſtand, und laſſen „in dem Herzen, das ſich ihnen hingab, „eine unheilbare Schwäche zurück. Die „reinſte Seele, wenn übrigens keine „zu groſse Verſchiedenheit der Kräfte „vorhanden iſt, wird ſich immer auch

„als die ſtärkſte beweiſen. Ich weiſs „auch kein Beiſpiel, daſs ein Laſterhafter „durch Erfahrung belehrt, blos aus ſich „ſelbſt anderes Sinnes geworden wäre, „immer hatte er ſeine Veränderung einer „glücklichen Begebenheit zu verdanken, „wo ihm Unſchuld in den Weg trat, ihn „anblickte, oder ihren unbefleckten „Mund gegen ihn aufthat. — Zuver- „läſſig, mein Freund, liebt derjenige am „Meiſten das Gute als gut, der es nie „verlieſs! die andern unterwerfen „ſich blos der Tugend, oder lieb- „kosen ihr, dieſer iſt der Tugend „Freund!“ — *)

*) Man könnte zwiſchen Woldemar und Lucinde gewiſſermaſsen eine Parallele ziehen. Woldemar giebt uns das von oben hinein, was Lucinde uns von unten herauf giebt, oder: Woldemar

Freilich wollte der Dichter der Lucinde durch ſeine Lehrjahre nicht blos den pſychologiſchen Gang eines einzelnen Mannes in dieſer Rückſicht ſchildern, ſondern er wollte die Lehrjahre der Männlichkeit überhaupt darſtellen. Allein hier tritt die Regel ein, welche ich oben angab, daſs der Dichter nicht eine Schilderung machen darf, der nur ein einzelner Fall in der Natur entſpricht, ſondern daſs er das in ſeinen Darſtellungen ausdrücken muſs, was in allen einzelnen, noch ſo verſchiedenen Fällen das Allgemeingültige bleibt. —

Es kann einzelne Männer geben, die

ſteigt von der Höhe herab in die Tiefe, Lucinde aus der Tiefe in die Höhe. —

mit einer gewiſſen Energie des Geiſtes verſehen ſind, die ſehr tief ſinken können, aber ſich demohngeachtet wieder emporſchwingen; denen dieſe Energie unter der Zerſtörung der Zeit in ewiger Jugend immer gleich kräftig, gleich erhebend einwohnt. Allein das ſind einzelne, auszeichnende Erſcheinungen; die Männlichkeit überhaupt darf man nach dieſen Vorbildern, wie ich glaube, nicht zeichnen. —

Wer die Lehrjahre der Männlichkeit ganz treu nach der Natur ſchildern wollte, der müſste nach meiner Meinung einen Jüngling mit einem hohen Fluge des Geiſtes, und mit einer Fülle von Lebenskraft aufſtellen. Dieſer müſste ſehr reizbar für das weibliche Geſchlecht ſeyn, müſste faſt mit jedem Weibe ſchwärmen,

aber nur schwärmen, um die mit ihm harmonische Seele zu finden. Endlich müsste er sie gefunden zu haben glauben, müsste bis auf den höchst-gespannten Grad mit ihr platonisiren, aber so wie jede Spannung eine Erschlaffung nach sich zieht, von seiner Höhe herab, mit ihr in den Abgrund der Sinnlichkeit stürzen. In dieser Tiefe müsste es ihm so wohl gefallen, seinen Sinnen hier so geschmeichelt werden, dass er alles Höhere darüber vergässe, oder es wenigstens für ein leeres Fantom des schwärmenden Jünglings ausgäbe. Hätte er sich in diesem Strudel eine Zeitlang umhergetrieben, so müsste ihm ein natürlicher Ekel vor dieser Lebensart anwandeln, und um sich diesen hinreichend zu erklären, könnte er allenfalls auf die ehmals Geliebte die Vermuthung über-

tragen, als ob ſie ihn getäuſcht habe. Nach dem pſychologiſchen Gange dürfte er geradezu behaupten, daſs ſie ihn verführen wollen; daſs ſie, um ſeines Beſitzes gewiſs zu ſeyn, alles ſo fein angelegt, und ſich zum Scheine mit ihm emporgeſchwungen habe, um ihn deſto gewiſſer in die ſüſse Umarmung der Wolluſt herabzuziehen. Dieſe Bewegungen, welche ſehr natürlich in dem Gemüthe des Jünglings entſtänden, hätten dann die gleichfalls ſehr natürliche Folge, daſs er das weibliche Geſchlecht überhaupt mit Verachtung und Mistrauen anſähe, und alle einzelne, durch ſeine eigene, traurige Erfahrung geleitet, für Buhlerinnen erklärte. — Doch er war zu glücklich, zu ſeelig geweſen in den reinen, geiſtigen Regionen der Liebe, als daſs er hier nicht den feſten Glauben hätte faſſen ſollen, der

wol auf eine Zeitlang unterdrückt, aber nicht mit der Wurzel ausgerottet werden konnte; ich meine den Glauben, dafs dem schönen Gefühle in seiner Brust eine verwandte Empfindung in der weiblichen entspreche. Dieser Glaube wird nun plözlich, nach einem stummen Hinbrüten über die Verderbtheit der Weiber, lebendiger und kraftiger, als jemals in ihm aufwachen, sein eignes Schicksal wird er aus dem Gedächtnisse zu verbannen suchen, und seinen Fall reuevoll beweinen. — Mit warmer, reger Empfindung sehnet er sich izt nach dem Besize eines geliebten Gegenstandes, der ihm ganz angehöre, der in sein fühlendes Herz eingreife, und die Seele seiner Seele ausmache. — Allein durch Erfahrung belehrt, kann er sich nicht mehr jedem flüchtigen Eindrucke über-

laſſen, ſondern ehe er ſich hingiebt, wird er ſorgfältig prüfen, ob dieſe oder jene Frau, dieſes oder jenes Mädchen wirklich mit ſeinen Empfindungen übereinſtimme. — Die Götter der Liebe leiten ihn, und er findet endlich die Geliebte ſeines Herzens! Beide ſind geiſtvolle, enthuſiaſtiſche Menſchen, die in den aetheriſchen Gefilden der ſchönen Fantaſie umherſchwärmen, hohe Ideale ſich bilden, und mit dem Fluge ihres Geiſtes ſie zu erreichen ſtreben. Ganz edel, ganz rein, und ganz ſchuldlos wird die Blüthe dieſes ſchönen Bundes ſeyn, eine göttliche, nie welkende Blume wird die Blüthe erzeugen, und aus dieſer Blume eine unvergangliche Frucht hervorgehen. Die Geliebte wird die Gattinn des geliebten Jünglings, und von ſeeligen Tagen, von ſeeligen Jahren werden die

Glücklichen in dem Schoofse der Freude umfchlungen. Doch ewig kann diefer gleichfam uberfinnliche Zuftand nicht fortdauern, fie werden endlich aus der idealifchen Welt in die durch fie felbft fchön gebildete Wirklichkeit zurückkehren, und mit Freuden auf der freundlichen Erde weilen. — Allein nach und nach wird ihnen wiederum das Irdifche, in welcher fchönen Umgebung es auch immer erfcheinen mag, nicht mehr genügen, fie werden das Ewige umfchlieffen, das Unvergängliche befizen wollen. Das Vorübergehende wird fie zwar freuen, aber nicht befriedigen, fie werden in der Umarmung des heiteren Glückes ihre heitere Jugend genieffen, aber das Glück, der Genufs wird ihre Seele nicht ausfüllen, fondern mit ewiger Sehnfucht werden fie

nach dem Empfang des Einen, Unendlichen, nach der ewigen Liebe ſtreben. Von allem Sinnlichen werden ſie ſich nach und nach läutern, von jeder unheiligen Begierde reinigen, um dieſes höchſte Gut zu verdienen, um als würdige Jünger einzugehen in dieſes Heiligthum der göttlichen Wahrheit. — —

So denke ich mir den pſychologiſchen Gang der Liebe in der Männlichkeit und Weiblichkeit überhaupt; ſo müſste nach meiner Meinung die Entſtehung, Entwicklung und Ausbildung dieſes Göttlichen im Menſchen dargeſtellt werden! — Ob gerade der Verfaſſer der Lucinde mir bei näherem Nachdenken darinn Recht geben wird, das wage ich nicht zu beſtimmen, jedoch glaube ich, daſs viele denkende Menſchen von edler,

hoher Geiſtes-Bildung mir zuſagen werden. — —

Vielleicht, daſs ich einmal, wenn ich Muſſe genug habe, dieſe Ideen in eine Geſchichte kleide, und ſie ſo in einem Romane dem Publicum, und den Kunſtrichtern zur näheren Prüfung vorlege. — Jezt bin ich, wie du ſiehſt, mit der Beantwortung der Frage zu Ende, ob Schlegel in ſeiner Lucinde den pſychologiſchen Gang der Liebe treu und richtig dargeſtellt habe; ich darf alſo nun die andere vornehmen, ob er die Natur in einer idealiſchen Form geſchildert, oder ob ſeine Darſtellung mit Recht ſchön genannt werden dürfe? — Doch vorher noch eine Bemerkung zum Schluſſe dieſes langen Briefes. — Es will mir nicht einleuchten, daſs der Verfaſſer wohl

daran gethan habe, ſein Buch einen Roman zu nennen, denn von einem Romane erwartet man, *) daſs er uns

*) Ob aber dieſe Erwartung des groſsen Haufens ſich nach einem richtigen Begriffe von dem eigentlichen Weſen des Romans gemodelt habe, iſt hier nicht der Ort zu entſcheiden. — Man vergleiche inzwiſchen Wilhelm Meiſters Lehrjahre von Goethe, Band 3. S. 75., und es wird ſich aus dieſer Vergleichung ergeben, in wieferne die Lucinde ſich der inneren, reinen Natur des Romans nähere. — „Im Roman ſollen „vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; „im Drama Characterе und Thaten." —

Ich kann bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, eine Bemerkung über Goethe's Meiſter mitzutheilen, die dem Denker bei dem wiederholten Studium dieſes vortreflichen Buches, das uns eine treffende

Handlungen der Menſchen, die Triebfedern derſelben, Characterſchilderungen u. ſ. w. in der Form

Darſtellung des wirklichen Lebens in einem idealiſchen Gewande giebt, vielleicht nüzlich ſeyn kann. — In der angeführten Stelle des 3ten Bandes S. 75. 76. ſcheint mir der Schlüſſel enthalten zu ſeyn, der uns das Geheimniſs, wie man den Roman überhaupt, und beſonders dieſen Roman anzuſehen habe, aufſchlieſst. Es iſt keine unbekannte Sache, daſs der gröſsere Theil des Publicums ſich bei der erſten Erſcheinung des Meiſter höchlich wunderte, wie der Dichter einen unbeſtimmten, ſo wenig wirkenden Jüngling, als Wilhelm iſt, der faſt alles, was die Menſchen und die Umſtände wollen, aus ſich machen läſst, als einen Roman-Helden aufſtellen konnte. Man fand ihn nicht intereſſant, nicht idealiſch, nicht erhaben genug, und behauptete alſo mit dreiſter Stirne, daſs er

einer Geſchichte gebe; dies leiſtet die Lucinde aber keinesweges, ſondern ſie giebt nur eine pſychologiſche

auf keine Weiſe die Qualität, in der er hier auftrete, ausfülle. Aber, daſs man ihn ſo fand, und nun ſolche Behauptung wagte, kam daher, daſs man ſich keine beſtimmte Begriffe von dem Helden eines Romans und eines Dramas gebildet hatte, daſs man die Grenzen derſelben nicht ſcharf genug trennte, ſondern alles verwirrt durch einander warf. Hätte man doch die folgende Stelle gleich anfangs genau beherzigt, ſo würde auch ſogleich jedem ein Licht aufgegangen ſeyn, und man deutlich eingeſehen haben, nach welcher Norm der Künſtler ſeinen Meiſter beurtheilt wiſſen wollte. — „Der Ro„man muſs langſam gehen, und die „Geſinnungen der Hauptfigur müſſen, es „ſey auf welche Weiſe es wolle, das „Vordringen des Ganzen zur Entwicke„lung aufhalten. Das Drama ſoll

Entwicklung irgend einer menſchlichen Leidenſchaft; der Menſch wird alſo in dieſer Rückſicht nicht ſo wol **handelnd**,

„**eilen**, und der Character der Haupt-
„figur muſs ſich nach dem Ende drangen,
„und nur **aufgehalten werden**.
„Der Romanenheld muſs **leidend**, we-
„nigſtens **nicht im hohem Grade**
„**wirkend** ſeyn; von dem Dramatiſchen
„verlangt man **Wirkung** und **That**.
„Grandiſon, Clariſſe, Pamela, der Land-
„prieſter von Wakefield, Tom Jones ſelbſt
„ſind, wo nicht leidende, doch retardi-
„rende Perſonen, und alle Begebenheiten
„werden gewiſſermaſsen **nach ihren**
„**Geſinnungen gemodelt**. Im Dra-
„ma modelt der Held **nichts nach**
„**ſich**, alles widerſteht ihm, und er
„räumt und rückt die Hinderniſſe aus
„dem Wege, oder **unterliegt** ih-
„nen.“ —

Ich darf hier freilich nicht ausführlich zeigen, in wieferne Goethe's Ideen über

als vielmehr leidend aufgestellt. Aus diesem Grunde glaube ich auch die Erscheinung erklären zu können, dafs so viele gewöhnliche Leser die Lucinde unwillig von sich werfen, weil sie das nicht in ihr finden, was sie bei der Aufschrift: Roman in ihr zu finden hoffen durften.

den Roman ihre völlige Richtigkeit haben, es läfst sich freilich schwer bestimmen, ob der reflectirende Künstler seine Theorie von dem Werke seines Genies abstrahirt, oder ob sein Genius nach diesen Ideen das Kunstwerk gebildet habe; so viel ist aber gewifs, und wird bei einem genaueren Nachdenken immer einleuchtender, dafs, wenn wir diese Ideen auf irgend einen vorliegenden Roman anwenden, Wilhelm Meister z. B. sich zu einem vollkommenen Romanhelden, so wie Wallenstein sich zu einem vollkommenen dramatischen Helden qualifizire. —

Wenn es nicht ein wenig ſtolz und anmaſsend klänge, ſo hätte der Dichter ſein Werk nach meiner Meinung das Evangelium der Liebe nennen ſollen. —

Anhang
zum
neunten Briefe.

So eben erhalte ich das Juli-Stück (1800) des Berliniſchen Archivs der Zeit und ihres Geſchmacks, und finde darinn eine Beurtheilung der Lucinde, die mir in den Geiſt des Romans ſehr tief einzudrin-

gen, und denſelben richtig zu würdigen ſcheint. Die Herausgeber nennen den Aufſaz vortreflich, und ich ſtimme mit voller Ueberzeugung in dieſen Ausſpruch ein. Du muſst die Beurtheilung leſen, deren Verfaſſer mich beſonders intereſſirte, weil ich gerade in einem ähnlichen Geſchäfte begriffen war, und manche meiner Meinungen und Ideen über die Lucinde in dieſem Aufſaze wiederfand. So ſpricht der mir völlig unbekannte Verfaſſer S. 59. gerade über den Punct, den ich am Ende meines Briefes berührte, daſs der Dichter ſeine Lucinde nicht eben einen Roman hätte nennen ſollen, weil ſein Buch das nicht enthalte, was man von einem gewöhnlichen Romane fodert. Seine Andeutungen über das eigentliche, wahre Weſen des Romans haben mir ſehr gefallen, ſie eröffnen

eine ganz neue Ausſicht, die wenigſtens eine ſorgfältige Prüfung verdient. — S. 41. wird eben die Bemerkung gemacht, worüber ich mich weitläuftiger im fünften Briefe erklärt habe, daſs der Dichter der Lucinde ſich über die Abſicht ſeines Buches für diejenigen, welche ſich nicht durch eigenen, freien Aufſchwung des Geiſtes zum Verſtehen derſelben erheben können, weil ihnen der Sinn und die Bildung für dieſe Sfäre fehlt, hätte deutlicher machen ſollen. — Ein ſehr richtiger, in das Ganze eingreifender Wink iſt es, „daſs für den, welcher von „dem Geſichtspuncte aus, auf den das „Gedicht Sehnſucht und Ruhe den „Leſer verſezt, nicht alles übrige ver„ſteht, und mit dem Dichter eins „wird, der Geiſt des Werks verloren „iſt.“ —

Aus dem Schluſſe des Aufſatzes bemerkt man, daſs der Verfaſſer in der Anſicht der Religion, ganz mit dem geiſtvollen Schöpfer des Buchs: Reden uber die Religion (Berlin bey Unger 1799.) übereinſtimmt, und dies mögte vielleicht errathen laſſen, woher die Beurtheilung ſich ſchreibe. Du wirſt über die Religioſität des Friedrich Schlegelſchen Romans, in wieferne ich ſie in ihm finden kann, dich meiner im 3ten Briefe vorgetragenen Ideen, beſonders S. 49—52 erinnern. — Die Andeutung des Beurtheilers, daſs der Roman moraliſch ſey, und daſs er das Verhältniſs der Poeſie zur Moral ſehr rein angegeben habe, ſcheint mir ein bloſses imponirendes Paradoxon zu ſeyn, denn was der Verfaſſer Moral nennt, darf nach meiner Ueberzeugung, welche dieſelbe nur in

dem allgemeingültigen Geſetze des, der inneren Stimme gemäſsen Handelns anerkennt, nicht ſo genannt werden, und auch angenommen, daſs die Lucinde das Verhältniſs der Poeſie zur Moral rein angebe, ſo würde das Werk ſelbſt doch ſicher nicht dadurch moraliſch. Freilich kettet alle Wiſſenſchaften und Künſte ein gemeinſchaftliches Band an einander, freilich haben ſie alle einen gemeinſchaftlichen Einfluſs in einander, (*Cicero. Omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum, et quaſi cognatione inter ſe continentur.*) aber doch beſteht jede für ſich, doch bleibt jede in ihrem eignen Kraiſe, den ſie ausfullen ſoll. Ein Kunſtwerk ſoll kein moraliſches Werk ſeyn, und wird es auch dadurch nicht, daſs es an die Moral gränzt. —

Wenn ich aber auch nach meiner Ueberzeugung die Lucinde durchaus nicht für ein moraliſches Werk halten darf, ſo kann ich doch eben ſo wenig die Anſpielung, welche Friedr. Nicolai auf die Lucinde in einer Anmerkung zu einem Aufſaze in der neuen Berliniſchen Monatsſchrift, Iulius 1800. S. 43. macht, für gründlich und unpartheiiſch halten, ſondern muſs ſie vielmehr für eine feindliche Ironie ohne Grund und Gehalt erklären. —

Zehnter Brief.

Hat der Verfaſſer der Lucinde die menſchliche Natur in einer idealiſchen Form dargeſtellt? oder was gleich viel ſagen will, iſt ſein Werk ein Werk der ſchönen Kunſt? Daſs die Form der Form (ich meine den Stil, das Colorit des Gemäldes) wirklich ohne Ausnahme

ſchön ſey, darüber habe ich mich ſchon einmal in dem zweiten Briefe geäuſſert. Der Dichter ſchreibt hinreiſſend, entzückend, ſo daſs er den tief empfindenden Leſer, der ihm in die Regionen der Fantaſie folgen kann, oft in hohe Begeiſterung verſezt. — Was die Schönheit dieſes Kunſtwerks betrift, ſo wirſt du meine Ideen über dieſen Punct aus dem achten, beſonders aber aus dem vorigen Briefe bei Gelegenheit meiner Bemerkungen über das Pſychologiſche der handelnden Perſonen erſehen. Manches kann ich aus Gründen der Theorie nicht ſchön finden, weil es vor einer ſorgfältigen Prüfung nicht Stand hält, ſondern ſich bei einer näheren Beleuchtung in eine bedeutungloſe Floskel verliert. Wieder anderes muſs der Verfaſſer, wie mir ſcheint, noch mit dem Meſſer der Kritik

beſchneiden, und ſeinem Fluge, beſonders in den Sfären der ſchlüpfrigen Fantaſie, einen Zügel der Sitte anlegen. Viele Stellen ſind aber dagegen ganz vortreflich, ganz vollendet, unter denen ich beſonders die Metamorphoſen, Sehnſucht und Ruhe und die Tändeleyen der Fantaſie ausheben. —

In den Metamorphoſen herrſcht eine naive, lächelnde Grazie, die Geſtalten ſind ſo ſanft, ſo ätheriſch, daſs ſie kaum den Anhauch des Sterblichen aushalten. Mit Freude, mit Entzücken leſe, und leſe ich immer wieder dieſe göttlichen Darſtellungen. Gerne laſſe ich mich von dieſen lieblichen Erſcheinungen umſchweben, denn ſie begeiſtern meine Fantaſie, und regen ſüſse Empfindungen auf in der liebenden Seele. — Dieſe zarten Dich-

tungen gefallen auch dem ſanften weiblichen Gemüthe in einem hohen Grade, welches ich öfter zu bemerken Gelegenheit hatte. Wie ſchön drückt der Dichter nicht den Gedanken, daſs der Friede in die unruhige Seele komme, durch folgenden Vergleich aus! — „Wenn der „Strahl des Glücks ſich in der lezten „Thräne der Sehnſucht bricht, ſchmückt „Iris ſchon die ewige Stirn des Himmels „mit den zarten Farben ihres bunten Bo„gens. Die lieblichen Träume werden „wahr, und ſchön wie Anadyomene he„ben ſich aus den Wogen des Lethe die „reinen Maſſen einer neuen Welt, und „entfalten ihren Gliederbau in die Stelle „der verſchwundnen Finſternifs. In „goldner Jugend und Unſchuld wandelt „die Zeit und der Menſch im göttlichen „Frieden der Natur, und ewig kehrt

„Aurora ſchöner wieder.“ S. 290. — Dies ſey eine Stelle ſtatt aller!

Das Gedicht Sehnſucht und Ruhe iſt in einem erhabenen Stile gedichtet. Wir werden dadurch von der Erde emporgehoben, und ſchweben in dem ſchönen Aether des nach Vollendung ſich ſehnenden Geiſtes. Ein edler Geſang tönt uns aus dem Munde der Liebenden in edlen Tönen entgegen, und ſobald der Geſang die Lüfte berührt, iſt er auch gewiſs, daſs er nie verhallen, daſs er unſterblich die Unſterblichen begeiſtern werde. Wie ſchön iſt nicht der Character des liebenden Mannes und des liebenden Weibes (S. 290.) angedeutet, und durch eine freundliche Entgegenſezung ſcharf beſtimmt! Ich fühle mich allemal gehoben, wenn ich dieſen ſchönen Wechſelgeſang

nachempfunden habe. Jeder Ton wird hier Poeſie, von ſelbſt ordnet ſich die Sprache in einen lieblich klingenden Rythmus. —

Die Tändeleyen der Fantaſie ſind ein ſpielendes Geklingel der frohen Einbildungskraft, die an jedes Gefühl des Herzens anſchlägt, und eine freudige Antwort hervorzaubert. Wie ein ſchöner Nachen über die Spiegelfläche des Meeres dahinwogt, ſo gleiten wir in dieſem Liede mit ſüſſen Empfindungen über den reinen Strom eines ungetrübten Daſeyns. —

Und hier ſchlieſst das Buch, und läſst den Leſer in einem angenehmen Staunen zurück. Aus dieſen wenigen Andeutungen über das Schöne, Idea-

lische dieses Kunstwerks wirst du dir, wenn du sie mit denen im vorigen Briefe vergleichst, sehr leicht mein Urtheil abziehen können, in wieferne man dieser ganzen Dichtung Schönheit absprechen und zusprechen müsse. — — Ich finde mich jezt, wie du dir leicht sagen kannst, an dem Ende meiner Beurtheilung der Lucinde, die ich nach allen Theilen, Rücksichten und Gesichtspuncten zu würdigen strebte. Mein Endurtheil, in dem ich dir wieder die ganze Reihe der Briefe gleichsam vor das Auge des Gedächtnisses halten will, wäre jezt folgendes: — „Der Verfasser „hatte bey seiner Lucinde eine schöne, „edle Absicht. Diese Absicht konnte „er aber wegen einer hie und da ver„fehlten Darstellung, und besonders we„gen einer nicht gegebenen Erklärung

„über den Geſichtspunct des gan-
„zen Romans bey dem Publicum nicht
„erreichen, bey dem Publicum,
„das eigentlich zu einer ſolchen Aus-
„ſtellung nicht gerufen werden ſollte,
„weil es dieſelbe nicht verſtehen kann,
„ſondern durch Misverſtändniſſe ſich aus
„ihr einen für ſeine moraliſche Bil-
„dung verderblichen Nachtheil zu-
„ziehen muſs. Als Werk der ſchö-
„nen Kunſt betrachtet, iſt es aller-
„dings an manchen Stellen für ſehr ge-
„lungen, und ſich dem Ideale an-
„nähernd zu erklären, aber für voll-
„endet darf dieſer Roman, der dem-
„ohngeachtet in dem äſthetiſchen Ge-
„biete immer eine merkwürdige Er-
„ſcheinung bleibt, nicht ausgegeben
„werden. Ich glaube, behaupten zu
„dürfen, daſs der Dichter in ſeinem

„Geiſte das Vollendete deutlich „vor ſich hatte, aber durch den lan„gen Weg aus der Seele in das Auge, „aus dem Auge in die Hand, aus der „Hand in den Pinſel, gieng viel „von dem Originalgemälde verloren, „das der Genius in ſeinem Innern leben„dig entwarf.“ —

Recht ſehr wünſche ich, daſs du meinem Urtheile deine Beiſtimmung nicht verſagen darfſt, und daſs du es für keine gewagte Unternehmung hältſt, meine Beſeitigung aller möglichen Rückſichten nebſt ihren Reſultaten zu rechtfertigen. —

Lebe wohl, mein Ferdinand! und laſſe bald von dir hören! —

Eilfter Brief.

Ferdinand an Wilhelm.

Aus dem Ende deines lezten Briefes über die Lucinde, iſt mir die Bemerkung nicht entgangen, daſs du gerne mein Urtheil über deine Schrift wiſſen

mögteſt. An Schmeicheley iſt dir, wie ich weiſs, nicht gelegen, ich ſage dir alſo offenherzig, wie ich über deinen kritiſchen Verſuch denke. Beſondere lieb iſt mir deine Bekehrung in Anſehung der Lucinde, weil ſie mir und dem Publicum eine Schrift verſchafft hat, die den Roman von allen Seiten unpartheiiſch betrachtet, ihn nach Gründen in allen ſeinen Theilen würdigt, lobt, was zu loben iſt, und tadelt, was die Prüfung nicht aushalten kann. Richtig haſt du Wort gehalten, daſs eine, aus Vorliebe angenommene Meinung, dich nicht in deinem Urtheile beſtimmen, ſondern daſs Gründe, die aus der Natur des Publicums, des Schriftſtellers, der menſchlichen Seele und der Schönheit hervorgehen, dich bey deiner Unter-

ſuchung leiten ſollten, unbekümmert, was für ein Reſultat ſich für, oder wider die Lucinde daraus ergeben möge. Bey der Analyſirung des Romans haſt du nach meiner Meinung zu viele und oft zu lange Stellen für den ſorgfältig vergleichenden Leſer ausgezogen, allein für diejenigen, welche ihn nicht ſorgfältig vergleichen, was freilich manche thun werden, wird dieſer Ueberfluſs an ſeinem rechten Orte ſeyn. —

Ich danke dir für die Reihe deiner Briefe, ihre Leſung hat mir viele Freude gemacht. Zum Beweiſe, daſs du mir ganz Genüge gethan haſt, ſchicke ich dir einen dichteriſchen Verſuch meiner fröhlichen Muſſe, den

du als Gegenſtück zu deiner Schilderung des Dichters im achten Briefe anſehen kannſt. —

Natur und Kunſt.

Als mit beglückender Hand die Natur
den Sterblichen führte,
Und ihm des Lebens Weg lieblich mit
Blumen beſtreut,

Kam die göttliche Freud' ihm harmlos, reizend entgegen,
Auf der freundlichen Erd' war schon Elisiums Flur,
Reinheit schmückte das Herz, der Unschuld heilige Blüthe
Ward ein köstliches Gut treu von der Menschheit bewahrt,
Warm für Tugend und Schönheit fühlte die Sehnsucht der Liebe,
Aber das innre Gesez zügelte jede Begier.
Nur wenn Tugend und Lieb' in einem Wunsche sich einten,

Knüpfte die holde Natur gerne den reizenden Bund.

Welch' ein edles Geſchlecht, wo Sitten zur Sittlichkeit wurden,

Und die Palme des Siegs blühte dem Guten allein!

Sanfte Natur, ſo lange dein Arm die Menſchheit umſchlinget,

Unbefangen und rein bleibt ſie der Wahrheit getreu.

Aber verläſſeſt du ſie, ſo entartet die liebliche Hoffnung.

Und das Gute verſchlieſet ſich dem erſtorbenen Blick.

Warum willſt du auf ewig die Glücklichen grauſam verlaſſen?
Warum fliehſt du von uns, die wir dich lieben, hinweg?

„Liebend wollt' ich euch einſt mit neuer Liebe beglücken

„Mutter ward ich, gebar göttlicher Abkunft die Kunſt,

„Aber ſie koſtete mir das theure Leben, ich ſehe

„Ferner den Tag nicht mehr, Dunkel umhüllet den Blick.

„Hingegangen bin ich, wo mir der Sterblichen keiner

„le zu folgen vermag, keiner den Schleier
mir hebt.

„lezt begleite sie euch, gewohnt des
sicheren Führers,

„Dürft ihr innig und fest meiner Ge-
liebten vertraun,

„Werfet euch hoffnungsvoll in die Arme
der Göttlich-Geweihten,

„Welche von meiner Lieb' ewiges Zeug-
nifs euch giebt,

„Sie auch trägt in der Brust das Siegel
der höheren Abkunft,

„Sie auch führet gewifs euch zur Voll-
endung hinauf." —

Seht! es erhebt ſich die Kunſt zu
herrlichen Idealen,
Was die Natur gedacht, ſchafft ſie zur
Wirklichkeit um.
Widerſtrebender Stoff, der natürlichen
Bildung entfremdet,
Wird in der Hand der Kunſt liebliche,
ſchöne Natur.
Wo die Natur begann, und beſcheiden
den Umriſs nur wagte,
Bildet der Pinſel der Kunſt freie Voll-
endung dem Werk. —
Schöne Ausſicht! es regt ſich der Wunſch
im Buſen des Jünglings

Zu betreten den Pfad, der zu der Göttlichen führt.

Aber der Zugang zu ihr iſt mühſam, Jahrelang wandelt

Er in den Hallen umher, eh' er das Heiligthum ſchaut.

Nur wenn Natur und Kunſt als innig verwandt ihm erſcheinen,

Dringt er ins Innre ein, ihm wird die Kunſt zur Natur! —

Beym Verleger dieſer Schrift ſind nachſtehende Bücher zu haben.

Anweiſung, gründliche, und vollſtändige, in der deutſchen Fechtkunſt auf Stoſs und Hieb aus ihren innerſten Geheimniſſen wiſſenſchaftlich erläutert, für Kenner zur Ausbildung und als Kunſtſchatz, für Lernende ſyſtematiſch und deutlich entworfen, m. K. 4. 1798. 1 thl. 6 gr.

Berechnungen über die Königl. Preuſs. allgemeine Wittwencaſſe auf 40 Jahre hinaus, nebſt Wünſchen und Vorſchlägen zur Sicherſtellung des Inſtituts. gr. 4. 1796. 6 gr.

Erklärung, neue, des höchſtwichtigen Pauliniſchen Gegenſatzes, Buchſtabe und Geiſt. Zur endlichen Entſcheidung der Frage: Worinn beſteht das Weſen des Chriſtenthums? gr. 8. 1799. 1 thl.

Gärten, die, ein Lehrgedicht in vier Gesängen nach De Lille von C. F. T. Voigt, m. K. 8. 1796 1 thl. 8 gr.

Gemälde, elifische, für Verstand und Herz. 8. 1796. 12 gr.

Geschichte des Maltheserordens, nach Vertot, von M. N. bearbeitet mit einer Vorrede, von Schiller, 2 Bände. 8. 1792. 93. 2 thl. 12 gr.

Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient, in Uebersetzungen und Auszügen, mit ausgewählten Kupfern und Karten; auch mit den nöthigen Einleitungen, Anmerkungen und kollektiven Register, herausgegeben von H. E. G. Paulus, 5 Theile, gr. 8. 1792. 99. 6 thl 4 gr.

Unterhaltungen für gebildete Menschen, zur Beförderung einer vernünftigen Lebensphilosophie, 1s, 2s Bändchen, m. K. 16. 1795. 96. 2 thl. 16 gr.

Vermehren, über Schillers Maria Stuart. Ein Gedicht, 4. 1800. 8 gr.